BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

280

Sämmtliche

Werke

des

Verfassers der Beatushöhle.

Wohlfeile Ausgabe.

Mit Stahlstichen nach Originalzeichnungen von
J. Leudner.

Erster Band.

Enthält:

Die Beatushöhle.

I.

Regensburg, 1842.
Verlag von G. Joseph Manz.

8. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Lindner inv. & sc. München

Die Beatushöhle.

Eine Erzählung

für

die gesammte edlere Lesewelt,

besonders

für die reifere Jugend.

Erster Band.

Mit einem Stahlstich
nach Originalzeichnung von J. Leudner.

Regensburg, 1842.
Verlag von G. Joseph Manz.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Kapitel.

Das Schloss von Waldbergen.

In jener Zeit, da der Adel noch in den schönsten Gegenden des Landes seine ritterlichen Burgen bewohnte, und Freude an den lieblichen Schöpfungen der Natur fand: lebte im Schwarzwalde auf einem hohen, felsenfesten Schlosse, Graf Heinrich von Waldbergen, der einzige Sprosse eines uralten ritterlichen Geschlechtes. Seine Gemahlin Theodora, ein edles, sittsames Fräulein aus der Reihe der Staufen, das vor einigen Jahren mit ihm war getraut worden, hatte ihn gleich nach dem ersten Jahre ihrer Vermählung mit einem holden, lieblichen Knaben beschenkt.

Otto, so hieß der Knabe, war die Freude seiner Eltern. Die fromme Mutter bildete voll zärtlicher Liebe und Sorgfalt sein gutes, empfängliches Herz; der Vater aber vervollkommte seinen Verstand, und übte seinen Körper schon frühe in allen strengen, ritterlichen Beschwerden.

So verlebte der Graf mit seiner Gemahlin, die er über Alles liebte, in Erziehung seines Sohnes die glücklichsten Tage. Nie war der stille, häusliche Friede, das höchste Glück einer Familie, aus dem Schlosse gewichen. — Der Graf vermied alles laute Vergnügen. Eine stille Freude im Familienkreise, woran ein paar biedere Ritter der Gegend Theil nahmen, ging ihm über Alles. Dadurch entsprach er ganz dem Wunsche seiner edlen Gemahlin, die all ihre Freude nur an Gott, ihrem Gra-

sen, ihrem Sohne und an den herrlichen Schöpfungen der Natur fand. Und wie konnte der Knabe anders, als nach dem Beispiele der Eltern sich bilden, da er nichts kannte und wünschte, als was ihm Vater und Mutter in Herz und Sinn gelegt hatten? —

Unvermerkt verstrichen ihnen die Jahre in seliger Eintracht. Wenn sich nach langer, rauher Winterzeit ein lauer, heiterer Frühlingstag zeigte, besuchte der Graf, seine Theodora am Arme, und den kleinen Otto zur Seite, zum ersten Mal wieder die Altane des Schlosses. Da war ihnen so wohl in der reinen Himmelsluft. Die Vögel kamen hervor aus ihrem Winterlager und gaukelten auf den Zweigen, und sangen von einem neuen Leben. Die Bienen summten durch den Schloßgarten, und die schneeweißen Ziegen weideten das frische Futter ab, das am Schloßberge hervorkeimte. Das Alles erweckte so eine süße angenehme Empfindung in ihren Herzen, daß sie einstimmig mit gerührtem Blick zum Himmel Gott für den neuen Frühling dankten. —

Dann hob der Graf wohl auch den Knaben in die Höhe, zeigte ihm die Aussicht in die Ferne des Gebirges, woher noch der Schnee wie blendend = weißer Spiegel herüberschien, und belehrte ihn über die Erscheinungen der Natur, und über die Allmacht Gottes, die das Kleinste wie das Größte hervorgebracht und mit der weisesten Vorsicht es erhält. Der Knabe war darüber hoch erstaunt, und erhob bei jeder Lehre seines Vaters voll der kindlichsten Rührung die Händlein, und die Eltern segneten ihn. — Wenn dann Leute aus dem Dorfe vorübergingen, und von der gnädigen Herrschaft freundliche Grüße erhielten, so erzählten sie

allenthalben mit der größten Freude: »Der gnädige Herr stand heute wieder zum ersten Male auf der Altane, und hat uns freundlich gegrüßt.« Dann fügte Jedermann voll Rührung hinzu: »Gott schenke ihm ein recht langes Leben, und segne ihn, seine Gemahlin, seinen Sohn, und sein ganzes Haus.«

Wenn nun der Sommer herannahte, so gab es tausenderlei stille Freuden in der Familie. Unter andern besuchte der Graf jedesmal selbst die Schnitter auf dem Felde, und Gattin und Sohn begleiteten ihn. Da war es für die Leute ein besonderes Vergnügen, wenn er sich mit ihnen so freundlich unterhielt. Für die beiden Eltern aber gab es keine größere Freude, als wenn der kleine Otto mit aufgehobenen Händen vor ihnen stand, und um eine Garbe flehte für die armen Kinder aus dem Dorfe, die auf den Feldern Aehren sammelten. Die Mutter küßte voll Liebe ihr Kind, und der Vater lächelte mit Wohlgefallen zu ihm herab, und erfüllte jedesmal mit der größten Freude zehnfach seine Bitte. —

Ein andermal in einer prachtvollen Sommernacht, wenn Millionen der Sterne am Himmel funkelten, stand der Graf mit seiner Familie im Schloßhofe, und zeigte seinem Knaben die Schönheit des Weltgebäudes im dunkeln Nachtkleide. »Siehst du sie, sprach er, mein Otto, alle die Welten des Schöpfers, des Unendlichen, der sie liebend hält in seiner Allmacht, und ihnen mit weiser Vorsicht und Vaterhuld ihre Bahnen zeichnet? O lerne ihn recht kennen, den Allgütigen, und bete ihn kindlich an in seiner Weisheit und Allmacht, und freue dich in stiller Seele, daß du ihn Vater nennen

darfst. Wie er alle diese unzählbaren Sterne hält in seiner Hand, so trägt er dich in seinem Schooße, so lange du sein treues, gutes Kind bleibst. Wenn du ihm aber ungehorsam wirst, so wendet er sich weg von dir, und du stürzest in's Verderben, das schwärzer ist als die Nacht, wenn keine Sterne funkeln. Aber ich weiß es, du bleibst fromm und gut, und befolgest die Lehren deiner Eltern, so lange du lebst.«

»Ja, ich weiß es, sprach die Mutter, das thut mein Otto, mein Liebling.« — Und der Knabe weinte im frommen Zartgefühl, und versprach es den Eltern tausendmal.

Im Herbste gab es wieder andere stillhäusliche Freuden. Der Graf besuchte die Jagd, und Otto mußte ihn, so jung er auch noch war, begleiten, um dadurch schon frühe seinen noch zarten Leib für so viele Beschwerden seines künftigen Standes abzuhärten. Wie freute sich nun die Mutter, wenn der Knabe zurück kam, und der Vater seinen Muth und seine Kraft nicht genug rühmen konnte.

Am meisten Vergnügen aber machte der Familie ein kleines Fest, das der Graf jeden Herbst seinen Unterthanen gab. Wenn der Schloßgarten und Weinberg ihrer Früchte entleert waren, ließ der Graf an einem recht schönen Herbsttage Jung und Alt aus dem Dorfe herbeirufen. Alle kamen in ihren schönsten Kleidern im Schloßhofe zusammen. Hier war unter Kastanienbäumen ein großer Tisch mit den besten Obstarten und mit gelben und blauen Trauben gedeckt. Sie mußten sich nun Alle zu Tische setzen; die Aeltesten aus dem Dorfe saßen obenan; unter ihnen hatte die

gnädige Herrschaft Platz genommen. Dabei unterhielt sich der Graf mit Allen, die zugegen waren; ebenso die Gräfin; der junge Graf spielte sogar mit den Kindern des Dorfes. — »Seit Lebensgedenken,« sprachen die Alten zu einander, hatten wir keine so gute, liebe, freundliche Herrschaft. Hoch lebe der gnädige Herr!« riefen sie, und Alle stimmten mit ein, und schwangen die Hüte in der Luft; »hoch unsre gnädige Frau! Und der liebe Gott im Himmel schenke uns nach Jahren in dem jungen Grafen eine eben so gute, liebe Herrschaft, wie wir sie jetzt haben.«

Nun tranken sie fröhlich die Gesundheit der gräflichen Familie, und bei Sonnenuntergang verließ die ganze Gesellschaft, mit einem Herzen voll Dank und Freude, den Schloßhof, zu dessen Thore die Herrschaft selbst sie noch begleitete. —

Kam nun der Winter heran, so saß die gräfliche Familie beisammen im Saale, und vertrieb sich durch gegenseitige Unterhaltung die langen Winterabende. Theodora spann nach der damaligen schönen Sitte der Rittersfrauen den goldenen Faden am zierlichen Rädchen von Kirschbaumholz, oder sang ein schönes Lied, wozu sie die Mandoline meisterhaft zu spielen wußte.

Der Graf ruhte in seinem Lehnstuhle von den Geschäften des Tages aus, wärmte an den Flammen des Kamins die kalten Glieder, und trank aus seinem Mundbecher den alten Rheinwein. Dazu erzählte er seinem Sohne rührende Geschichten, wobei ihm die zärtliche Mutter gute Lehren ertheilte; oder er unterhielt ihn mit den Lebensbeschreibungen seiner Ahnen, und unterließ keine Gelegenheit, ihn aufzumuntern, die Edelthaten

und das Beispiel dieser großen Männer nachzuahmen, rechtlich, wie sie, vor Gott zu handeln, und dabei weder im Unglücke zu verzagen noch das Urtheil böser Menschen zu fürchten, sondern sein ganzes Leben in Gottes Vaterhand zu legen.

Dieß waren die stillen, häuslichen Freuden der edlen Familie von Waldbergen. Sie war wegen ihrer Milde und Freundlichkeit von all ihren Unterthanen geachtet und geliebt; ein Jeder war bereit, für sie Blut und Leben zu opfern. Selbst die Grafen und Ritter der benachbarten Burgen mußten ihr geneigt seyn, obwohl sie wenig Umgang mit ihnen pflog. Denn des Grafen Wahlspruch war: »Kümmere dich wenig um die Welt, nenne sie dich gut oder böse; thue das, was dir dein gutes Gewissen sagt, und für alles Andere laß Gott sorgen.«

Dieser Wahlspruch bewährte sich stets treulich an ihm und seiner Theodora, und er prägte ihn täglich mehr in das weiche Herz des jungen Grafen, damit er sich einst auch an ihm wahr mache.

Zweites Kapitel.

Dietrich von Felsenheim.

Oft sendet der liebe Gott, wenn die Menschen am wenigsten daran denken, in ihren häuslichen Frieden eine Plage von außen, um sie in ihrer Tugend zu prüfen, und im Rechtthun und Edelhandeln immer mehr zu bestärken. —

Dieß war auch bei der Familie von Waldbergen der Fall. Die Eintracht und das stille Glück dieser guten Menschen war von Zeit zu Zeit durch einen sehr traurigen Umstand gestört. Ritter Dietrich von Felsenheim, ein wilder, gewaltthätiger Mann, hatte schon vor längerer Zeit ungerechte Ansprüche auf bedeutende Besitzungen des Grafen von Waldbergen gemacht, und diesen, da er sie nicht herausgab, mit Fehde bedroht. Wirklich verging auch selten ein Jahr, wo er nicht mit einem großen Haufen schwarzer riesenhafter Raubritter in den gräflichen Gauen sich sehen ließ, und überall, wo er konnte, Aecker, Wiesen und Dörfer plünderte und verwüstete — bis endlich der Graf, müde in Ansehung dieser Gräuelthaten, seine Leute zusammen rief, und, mit den Waffen in der Hand, die Räuber über die Gränze schlug.

Seit einiger Zeit war er von diesen ungeladenen Besuchen verschont geblieben, und er glaubte mit froher Gewißheit, daß dieser lästige Ritter nun einmal selbst ein stilles, häusliches Leben führe. — Aber er hatte sich getäuscht. Felsenheim war die ganze Zeit hindurch bedacht gewesen, recht viele Anhänger für sich zu werben, und erschien wiederum an einem neblichten Morgen im Herbste mit seiner ganzen wilden Rotte in den gräflichen Besitzungen, und fing, wie vormals, mit Rauben und Plündern an. —

Dieß wurde sogleich dem Grafen gemeldet. Der Graf ließ alle seine Leute zusammenrufen. Sie kamen mit der größten Freude. Der ganze Schloßhof füllte sich mit bewaffneten Männern. Der Graf selbst stand schon in seiner glänzenden Rüstung im Rittersaale,

neben ihm Theodora und Otto mit Thränen in den Augen; denn es war ihnen bange vor dem nahen traurigen Abschiede.

Von den Fenstern des Saales aus wandte sich der Graf an die versammelten Waffenmänner, und flößte ihnen Muth ein und Standhaftigkeit im Kampfe; sie sollten ihn nicht verlassen in dieser dringenden Noth; von diesem Tage hinge ihr eigenes Glück ab. »Mit Gott, sprach er, haben wir uns versammelt, mit Gott verlassen wir die Thore der Burg, und rücken dem Feinde entgegen; unter Gottes Schutze und mit seiner Hilfe werden wir diesen wilden Ritter aus unsern Gauen jagen, die er ungerecht an sich ziehen will. Nur muthig, Kinder, nur muthig; ich ziehe euch voraus mit dem Schwerte der Gerechtigkeit; und Gott wird euch heimführen mit der Fahne des Sieges!«

Wie er dieß gesprochen, schwangen Alle hocherfreut die Schwerter und Spieße, und schwuren einstimmig, für ihn und seine Familie in Kampf und Tod zu gehen. Darauf ließ der Graf mehrere Becher, mit Wein gefüllt, in die Runde herum geben. Sie tranken auf das Wohl ihres Herrn, auf ihre eigene Tapferkeit, und auf den nahen Sieg, den ihnen Gott bescheren werde.

Wie sie fertig waren, gab der Graf das Zeichen zum Aufbruch. Der ganze Zug bewegte sich aus den Thoren; hier warteten sie auf ihn; sein Roß stand schon gesattelt.

Er aber hielt sich noch im Rittersaale auf. Der Abschied von Gattin und Sohn lag schwer auf seiner Seele. Die junge Frau ruhte weinend an seiner Brust, der Knabe hielt seine Hand und benetzte sie mit Thrä-

nen. Heinrich stand tiefbewegt in ihrer Mitte; sein Auge sah hinaus an den blauen Himmel. »Weinet nicht zu sehr, sprach er voll Milde, ich habe zum lieben Gott gebetet, daß er mich nach diesem Kampfe wieder glücklich in eure Arme zurückführe. Sein heiterer Himmel sagt mir, daß er mein Gebet erhöre, und dann bin ich, wenn der Abend hereinbricht, wieder in eurer Mitte. Wenn es aber in des Ewigen heiliger Vorsicht liegt, daß ich als Opfer dieses Kampfes falle, o so laßt euch meinen Tod nicht zu sehr zu Herzen gehen. Ihr wißt ja, wo wir uns wieder treffen. Kurz nur ist diese irdische Zeit bis zu jenem Wiedersehen in einem bessern Lande.«

Er wandte sich zu seiner Gemahin. »Theodora, theures Weib, sprach er, verzeihe mir, daß ich so traurige Gedanken in deiner weichen Seele erwecken muß. Wenn der Bote, der dir die Kunde von meinem Tode hinterbringen würde, dich wieder verlassen hat, so setze dich in eine Ecke deines Zimmers, und weine deinen Schmerz und Kummer aus. Thränen sind menschlich; diese kann dir Niemand wehren! — Ich würde das Nämliche thun. — Dann aber fasse dich wieder, kniee hin und bete; denke, daß es Gottes heiliger Wille war, mich auf kurze Zeit von dir zu trennen. Wirf dich mit festem Vertrauen ganz in seine liebende Vaterarme. Dann mag über dich kommen, was immer will, du wirst Alles standhaft und geduldig ertragen können. — Wenn du nun hörest, daß der wilde Ritter von Felsenheim heranrücke, unsere Burg in Besitz zu nehmen, so verweile nimmer länger in diesen Mauern. Du kannst in den niedern Hütten der Landleute vergnügter leben,

als auf einer Ritterburg in der Nähe dieses wilden Mannes. Es ist freilich hart, sehr hart, des Gatten Eigenthum verlassen, und unter fremden Leuten wohnen zu müssen. Doch ergib dich in des Herrn Willen, und wandle in Gottes Namen mit dem kleinen Otto weiter; es gibt immer wieder gute Leute, die euch mit Freuden aufnehmen werden.«

»Unsern Sohn, theuerste Gemahlin, erziehe auf die Weise, wie wir es bisher gemeinschaftlich gethan haben. Erinnere ihn recht oft an seinen Vater, öfter aber noch an den ewigen Vater im Himmel.«

»Nun, Theodora, theure Theodora, lebe wohl! Ich mußte dir dieß sagen, damit du auf Alles gefaßt seyest. Gott, in dessen Hand unser Leben liegt, wird thun, was uns zum Besten gereicht. Lebe wohl, und bete für mich zu der Stunde, da du denkst, daß die Waffen blitzen.»

Hier hielt der Graf inne. Es entfiel seinem Auge eine Thräne; die Gräfin aber konnte nicht reden vor Weinen; sie verbarg ihr Angesicht an der Brust ihres Gemahles.

Nach einer Weile nahm er seinen Sohn in die Arme, und küßte ihn. »Mein lieber Otto, sprach er, du kannst noch nicht an der Seite deines Vaters hinaus in das Getümmel des Kampfes. Du bist erst sieben Jahre alt; dein Arm ist zu schwach, um ein Ritterschwert zu führen. Sey also zu Hause der Trost deiner Mutter, bis ich wiederkehre. Wenn ich aber nimmer wiederkehre, und sie zu sehr trauert um mich, so erheitere sie dadurch, daß du alle Kindespflichten treu an ihr erfüllst. Thue ihr Alles, was du

ihr an den Augen ansiehst; liebe sie mit der kindlich-lichsten Liebe; wachse heran zu ihrem Schutze gegen alle Schmach. Verlasse sie nie, gar nie, weder im Glücke noch im Unglücke, und sey ihr Stab und ihre Stütze im hohen Alter. Nimm Alles, was ich dir bisher gesagt habe, recht tief zu Herzen, und vergiß nichts davon dein ganzes Leben lang. Noch an meinem Grabe gelobe auf's Neue, Alles zu thun, was dir dein kindliches Herz eingibt. — Und nun kniee nieder, liebes Kind, und empfange meinen väterlichen Segen: Gott, der herab sieht in dieser heiligen Stunde der Trennung, sey mit dir; er erhalte dich stets in seiner Liebe, und lasse dich nie abweichen von dem Wege der Tugend, damit du einst nach diesem kurzen Leben dahin kommest, wo wir uns Alle, Alle wieder zu sehen hoffen!«

Der Knabe weinte laut; Theodora mit ihm; der Graf aber unterdrückte die Thränen; er küßte Beide, und verließ den Rittersaal. Sie begleiteten ihn über die steinerne Wendeltreppe durch den Schloßhof bis an die Thore, wo ihn das allgemeine Jubelgeschrei der gerüsteten Mannschaft empfing. Noch einmal drückte er Gattin und Kind stumm an seine Brust und schwang sich pfeilschnell auf den muthigen Schimmel. In wenigen Minuten war er ihren Augen entrückt.

Die Schaar trabte über die Fallbrücke; an ihrer Spitze der Graf. Durch die ganze Gegend schallte der dumpfe Hufschlag der Rosse; die Luft ertönte weithin von dem Schmettern der Feldtrompeten; das Thal wiederhallte dreifach von dem kriegerischen Morgengesang der Reiter. Darein tönte noch vom Thurme

herab das tiefe Horn des Schloßwächters, bis der Feldmarsch unten am Fuße des Hügels in die Ebene sich hinzog.

Theodora und Otto hatten von dem höchsten Fenster des Schlosses wehmüthig dem Zuge nachgeschaut, bis er drüben an der andern Seite des Thales im Buchenwäldchen verschwand.

»Gott sey sein Schutz und Schirm, sprach die edle Frau, und schloß das Fenster, er wird ihn nicht verlassen im Kampfe, und wird ihn glücklich und unversehrt zurückführen in unsere Mitte. Bete, lieber Otto, recht inbünstig zum Himmel hinauf, und bitte den lieben Gott, daß er das Leben deines Vaters gnädig erhalte. O er thut es gewiß, wenn du aus ganzem Herzen betest; denn das Gebet frommer Kinder ist ihm angenehm.«

So sprach die Mutter, und der Knabe lag schon auf seinen Knieen, und hob voll Andacht die Händchen uud das blaue Auge hoch hinauf zum Himmel und betete: »Lieber Gott, sieh' herab auf mich armes Kind, und hab' Erbarmen mit mir. Gib doch nicht zu, daß böse Menschen meinen lieben Vater um's Leben bringen. Ach, was wäre ich ohne ihn? Eine Waise, verlassen und verstoßen von aller Welt. Du bist so gut, so unendlich gut; meine Mutter sagt es mir täglich, und ich freue mich kindlich, daß ich zu dir beten darf. Darum wirst du auch mein Gebet nicht verschmähen, und meine Bitte gnädig erfüllen. Dafür will ich voll Freude alle Tage dir danken; recht kindlich will ich dir danken.«

Die fromme Mutter hatte jedes Wort des Knaben im Stillen mitgebetet. »So, mein liebes Kind, sprach sie, und hob ihn von der Erde auf, nun darfst du ruhig seyn; der liebe Gott hat dich erhört. Bleibe immer fromm und gut, und du kannst in jeder Noth zu ihm gehen, und ihm kindlich deinen Kummer klagen.« Mit diesen Worten trocknete sie ihm eine Thräne ab; sie war aus ihrem Auge auf seine Wangen gefallen.

Die längste Zeit des Tages brachte die Gräfin mit ihrem Sohne in banger Einsamkeit auf ihrem Zimmer zu. Denn hier war sie, wenn sie nicht in das Freie gehen konnte, immer am liebsten. Sie saß an ihrem Arbeitstische und stickte gar zierlich auf weißen Atlas eine liebliche Landschaft, die sie auf das nahe Geburtsfest ihres Gemahls vollenden wollte. Es war das Schloß Waldbergen mit seiner schönen Umgebung. Aber, ach, Thränen floßen heute in den Rest ihrer Arbeit. Es war ihr, als wenn sie dieses Schloß bald nur mehr im Bilde sehen würde. Das kindliche Aufblicken des kleinen Otto, da er die Mutter weinen sah, machte sie noch trauriger. Mit jedem Augenblicke wuchs in ihrem Herzen die Sehnsucht nach ihrem Gemahle, aber auch die Angst, ihn zu verlieren. Wohl zwanzigmal bestieg sie das höchste Zimmer im Schlosse, und sandte den Blick hinaus über die Gegend, woher er kommen sollte. Aber jedesmal stieg sie mit verdoppeltem Schmerz wieder herab; denn sie sah, so weit ihr Blick reichte, nicht die geringste Spur von ihm und seinen Leuten.

Endlich ergab sie sich ganz in des Herrn Willen. »Er mache mit uns, wie es ihm gefällt, sprach sie ge-

faßt; denn, was er thut, ist doch immer wohlgethan.« Hie und da griff sie nach ihrer Mandoline. Die sanften Saitentöne machten einen wohlthätigen Eindruck auf ihr Herz; sie sang ein Lied über die Güte und Allmacht Gottes.

Nach Mittag besuchte sie, ihren Sohn an der Hand, das Freie. Es war gar ein lieblicher Herbsttag. Der kalte Thalnebel war verschwunden, und die milden Strahlen der Sonne schienen erquickend über die Landschaft. Die Gräfin wandelte am Schloßberge umher. Die liebliche Sonnenwärme that ihr wohl; es war nach langer Zeit voll Nebel und Regen wieder zum ersten Male, daß sie das Schloß verließ. Bald wurde sie heiterer, und pflückte einige Herbstblumen, die sich, geweckt von der Wärme der Sonnenstrahlen, hie und da unter dem Gesträuche sehen ließen. Dazu fügte sie Epheu und band einen Kranz. Wenn mein lieber Gatte zurückkehrt, dachte sie voll Freude, will ich ihm diesen Herbstschmuck darreichen. Von seiner Gemahlin ist ihm jede Blume theurer, als dem sieggekrönten Feldherrn der Lorbeerkranz aus der Hand seines Königs.

Unter solchen Gedanken war sie bis in die Ebene gekommen. Hier stand am Eingange in ein Tannenwäldchen eine freundliche Kapelle, von vier uralten Linden umkränzt. Das schneeweiße Kirchlein unter dem Dunkelgrün der Bäume machte gar einen freundlichen Eindruck auf ihr Herz. Sie setzte sich in der Wölbung der Kapelle nieder auf eine Bank. Hier konnte sie sich recht ungestört dem Herrn hingeben. Der Knabe spielte einige Schritte von der Kapelle mit einem muntern Lamme, deren viele auf der Herbstflur

herumweideten. Sie war nun ganz allein, ungesehen von jedem Menschen; nur Gott sah sie, und hörte, was sie betete.

Mitten in der Kapelle hing ein Bild, von einem deutschen Meister gezeichnet. Der Graf selbst hatte es vor einigen Jahren, um jede unwürdige Vorstellung einer Begebenheit aus der heiligen Vorzeit zu verhüten, aus seiner Gemäldesammlung genommen, und hier aufgehängt. Es stellte die Mutter des Herrn vor, wie sie den Leichnam ihres ewigen Sohnes auf dem Schooße trug. Das stille Leiden der heiligen Mutter wurde mit dem Aufblick frommer Ergebenheit in Gottes Willen von dem Künstler so wunderbar vereinigt, daß beim Anblicke dem Auge eines Jeden, der etwas Gefühl im Herzen trug, eine fromme Thräne entfallen mußte.

Die Gräfin warf sich nieder vor dem Bilde. »Ach, sprach sie, was sind meine Leiden gegen die deinen, göttliche Jungfrau? — Nein, ich will nicht klagen, sende der Herr über mich, was er wolle; ich will gefaßt und ruhig Alles aus seiner Vaterhand annehmen. Zwar ahne ich eine traurige Zukunft. Mir ist, als hörte ich eine Stimme in meiner Seele: Theodora, Theodora, bereite dich vor auf eine schwere Zeit; über dich werden noch bange Tage kommen!« — Doch der Herr wird mich nicht verlassen; er wird mir Muth und Stärke geben, Alles geduldig zu ertragen, was er mir auflegt. Und am Ende wird er auch meine Trauer in Freude verwandeln, wie er es bei dir, heilige Jungfrau, so herrlich that!«

Wenn sie so betete, wurde sie immer ruhiger. Sie hatte sich ziemlich lange in der Kapelle aufgehalten.

Die Sonne stand schon hinter der Burg, und der Schloßberg warf seinen Schatten weit in die Ebene hinab. Es war jetzt nicht mehr so lieblich und warm, und aus den Tiefen des Thales erhob sich allmählig der Nebel. Dem kleinen Otto schien die Luft nun zu rauh. Er hatte sich schon vor einer Weile an die Mutter gemacht. Sie stand jetzt auf, empfahl noch einmal Alles in den Schutz des Herrn, nahm den Knaben bei der Hand, und wandelte mit ihm auf einem nahen Fußpfade dem Schlosse zu. —

Wie sie die Höhe erreichte, ging so eben in Westen die Sonne unter, und von Osten herauf stieg der Vollmond. —

Den Abend brachte sie mit Otto in ihrem Zimmer zu. Je tiefer sich die Dämmerung über die Gegend niedersenkte, um so höher wuchs in ihrem Herzen die Angst um ihren Gemahl. Bei jedem Geräusch vom Schloßhofe her erhob sie sich, und eilte mit der Lampe hinaus, in der sichern Hoffnung, der Graf komme ihr entgegen, oder es sey ein Bote von ihm, mit der frohen Nachricht, daß er lebe und bald in ihre Arme eilen werde. Aber um wie viel heftiger war nun ihr Schmerz, da sie sich jedesmal nur getäuscht hatte.

Während dieser Angst verstrichen noch mehrere Stunden, von denen jede Minute ihr eine Ewigkeit schien. Es war schon tief in der Nacht. Da endlich tönte hoch vom Thurme herab das Horn des Wächters mit dem Zeichen der Freude. Im Augenblicke sprang sie zum Fenster, öffnete es, und sah gegen die Straße hin. Welch ein Jubel! Sie erkannte im Mondscheine an den Waffen der Krieger das gräfliche Wappen;

an der Spitze des Zuges sah sie ihn selbst, auf den sie so sehnlich gewartet.

Das Getrabe der Pferde tönte schon am Schloßberge hinauf. Otto, er kömmt, dein Vater, er ist's, er ist's!« rief sie dem Knaben zu, nahm ihn schnell an ihre Hand, und eilte, so gut sie konnte, über die Wendeltreppe dem Theuren entgegen.

Die Thore wurden geöffnet. Der Graf stieg vom Pferde, und im Augenblicke lag er in den Armen seiner Gemahlin.

Drittes Kapitel.

Eine Erzählung am Kamine.

»Gott hat unser Gebet erhört;« sprach der Graf voll Heiterkeit, und hielt Theodoren noch in den Armen, »laß uns, theures Weib, in jeder Noth immer fest auf ihn bauen. Sey nun getrost und fröhlich; der Feind ist weit über die Gränzen gejagt; er wird es wohl sobald nicht mehr wagen, einen Einfall in unsere Gauen zu thun.«

Nun wandte sich der Graf an seine Waffenleute; rühmte ihre Tapferkeit, und dankte ihnen mit der rührendsten Rede für ihre Anhänglichkeit und Liebe zu ihm. Dann ließ er sie bewirthen mit dem köstlichsten Wein. Der ganze Zug lagerte sich haufenweise beim Fackelscheine im Schloßhofe umher. Alle waren voll

Jubel und Freude über den glücklichen Ausgang des Kampfes; Jeder trank dem Andern Gesundheit und neues Leben. Der Graf, noch in seinem Harnische, ging selbst mit Gattin und Kind unter dem Haufen der Krieger herum, und pries noch besonders eines Jeden Heldenmuth.

Nachdem Alle gesättigt waren, entließ er sie freundlich in die umliegenden Hütten, mit der Aufforderung, sie sollten sich, wenn die mindeste Gefahr drohte, beim ersten Zeichen vom Schloßthurme herab, eiligst hier wieder versammeln. Nur einige Wenige behielt er zurück, die an den Schloßmauern Nachtwache halten mußten.

»Nun sey wir willkommen, süße Ruhe,« sprach er, indem er in sein Zimmer trat und sich anschickte, die blanke Rüstung von den Schultern zu lösen. »Wie wohl schlägt Einem das Herz nach gut vollendeter schwerer Arbeit. Auch dafür müssen wir Gott danken.«

Theodora hatte schon vor des Gatten Ankunft Alles zu dessen Bequemlichkeit hergerichtet. An der Flamme des Kamines stand der Lehnstuhl des Grafen, und auf dem Tische von Nußbaumholz sein Mundbecher, der heute mit besonders gutem Weine gefüllt war.

Als sich der Graf gesetzt hatte, trat sie lächelnd zu ihm. In einer Hand hielt sie die gestickte Landschaft von Waldbergen, in der andern den Herbstblumenkranz. »Siehe, lieber Heinrich, sprach sie, diesen Kranz flocht ich heute zu deiner Ankunft. Diese Stickerei aber wollt' ich dir erst an deinem Geburtstage überreichen. Nun konnt' ich unmöglich so lange warten; ich bin zu sehr erfreut über deine glückliche

Rückkehr.« — Der Graf empfing Beides mit Wohlgefallen aus ihren Händen. »O meine Theodora, sprach er gerührt, wie sehr bist du immer darauf bedacht, mich mit neuen Freuden überraschen zu können.« Er betrachtete die Geschenke lange; dann steckte er die Landschaft in die Falte seines Kollers; den Blumenkranz aber legte er neben sich auf den Tisch.

Nun setzte sich auch Theodora; Otto aber schmiegte sich zu den Füßen des Vaters, der Mutter gegenüber. Sie sprachen viel vom vergangenen Tage. Und wie der Graf auf Dietrich von Felsenheim zu reden kam — da besann er sich eine Weile, nahm im Lehnstuhle eine bequemere Lage, und sagte endlich: »Ich will euch doch die Ursache, warum dieser wilde Mann von Zeit zu Zeit verwüstend in meine Güter bricht, vom ersten Beginne an erzählen. Die Geschichte meines Vaters, von dem ich bis auf diese Stunde nicht einmal die Grabstätte finden konnte, und meine eigene Jugendgeschichte hängen damit genau zusammen. Ich habe euch schon oft und viel von meinem biedern, deutschen Vater erzählt; ihr werdet mir auch dießmal gerne zuhören. Es ist zwar schon spät in der Nacht, aber das Vorgefallene des Tages hat mir und euch den Schlaf geraubt; darum, Theodora, lege mehr Holz in die Flamme; die Erzählung könnte wohl länger währen, als die Kohlen im Kamine hier glühen.« —

Theodora that es. Und der Graf begann: »An der böhmischen Gränze erhob sich auf einem steilen Hügel, rings von Tannenwald umgeben, das feste Schloß von Falkenberg, der Stammsitz aller meiner Ahnen. Die grauen, riesenhaften Thürme sahen in

eine blumenreiche Ebene nieder, durch die am Fuße des Hügels ein rauschender Bach quoll. Ringsherum lagen die Hütten der Reisigen meines Vaters. Hier ward ich geboren.«

»Mein Vater, Graf Rudolph von Falkenberg, ein biederer, teutscher Mann, liebte mich mit unbeschreiblicher Liebe. Meine Mutter kannte ich nicht. Kaum war ich ein Knabe von zwei Jahren, da nahm sie der Tod hinweg aus unserer Mitte. Damals konnt' ich diesen schrecklichen Verlust nicht fühlen; aber um so schwerer lag aller Kummer auf der Seele meines Vaters. Manche Nacht verstrich für ihn schlaflos unter schmerzlichen Thränen; mancher Tag war Zeuge seines Grames. Dazu kamen noch häufige Fehden, die ihn oft auf lange Zeit von dem heimathlichen Herde entfernt hielten.«

»Unter solchen Umständen konnte meine Erziehung im väterlichen Hause nur langsam voranschreiten. Mein Vater beschloß daher, mich seinem besten Freunde, dem Ritter Luitpold von Mährenfels, in die Pflege zu geben. Ich war neun Jahre alt, als ich den väterlichen Herd verließ. Ein Knappe von Falkenberg war mein Reisegefährte.«

»Das war ein trauriger Abschied von meinem Vater. Er begleitete mich den Schloßhügel hinab bis zum Eingang in ein nahes Tannengehölz, wo ich die stolze, prächtige Burg noch einmal im Anblicke hatte. Hier stand er stille. Was soll ich dir sagen? Heinrich, hub er nach einer Weile ernsten Nachdenkens an: Ich habe dir schon Alles gesagt. Kurz ist meine Rede; aber es liegt dein ganzes Glück darin. Habe Gott

vor Augen, liebe deinen Nächsten, strebe nach Tugend und Biedersinn, übe nie Rache, sey mildthätig gegen die Armuth. Bilde dich zum braven, teutschen Ritter, damit du einst froh und vergnügt in meine Arme zurückeilen, und mir sagen kannst: Vater, siehe hier bin ich, ich habe deine Worte treu befolgt. — Und nun, mein Heinrich, mein lieber Sohn, mein Einziger, nimm noch meinen Segen mit dir.«

»Mit diesen Worten legte er seine Hand auf mein Haupt. Eine Thräne fiel aus seinem Auge. Er war tief gerührt. Ich aber weinte laut. Jetzt drückte er mich noch einmal in seine Arme, und wandte den Fußtritt schnell der Heimath zu. Ach, ich sah ihm lange, lange nach. Damals war es das Letztemal, daß ich ihn umarmte.«

Hier hielt der Graf inne. Er war zu bewegt. Theodora trocknete sich und dem Knaben eine Thräne vom Auge. Nach einer Weile fuhr der Graf fort: »In Mährenfels galt ich in kurzer Zeit für den Sohn des Hauses. Der Ritter fand Wohlgefallen an meinem schnellen, muthigen Wesen; die Rittersfrau aber lobte vorzüglich meine Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit. Ich schätzte sie Beide, als wären sie meine Eltern.«

»Unter so günstigen Verhältnissen brachte ich es in kurzer Zeit in allen ritterlichen Uebungen sehr weit. Ich jagte mit Jedem meines Alters den muthigen Schimmel in die Wette, schleuderte den Speer voll Jugendkraft und tummelte mich mit jedem Gegner im Faustkampfe. — Ich war gerade neunzehn Jahre alt, als eine Einladung zu einem kaiserlichen Turniere

im ganzen Reiche bekannt gemacht wurde. Heinrich, sprach Ritter Luitpold zu mir, da die Zeit des Turniers allmählig heranrückte, du mußt nun vor aller Welt zeigen, was du gelernt hast. Morgen reisen wir an den kaiserlichen Hof. Ich gebe dir mein bestes Pferd, und meine eigene Lanze. Halte dich ritterlich, Knabe, damit ich Freude an dir erlebe!« —

»Obwohl mir bange ward bei dem Gedanken, öffentlich Proben meiner Kraft und Tapferkeit ablegen zu müssen, so freute ich mich doch auf den Tag, da ich am Hofe erscheinen sollte. Denn ich hoffte, meinen lieben Vater bei dieser Festlichkeit zu treffen. Allein bald schwand meine Hoffnung, da ich vernahm, eine Unpäßlichkeit halte ihn zu Hause.«

Der bestimmte Tag erschien. Aus den entferntesten Gegenden strömte das Volk zusammen. Das war allenthalben ein Treiben und Wogen. Ich habe seitdem nie mehr etwas Aehnliches gesehen. Die Stunde zum Turniere schlug. Der ganze deutsche Adel, Ritter und Rittersfrauen sammt ihren Töchtern, war schon am Platze versammelt, und harrte in der gespanntesten Neugierde des kommenden Schauspieles.« —

»Ritter Luitpold hatte mir meine stahlblaue Rüstung umgeschnallt, und während dem noch manche kluge Verhaltungsregel eingeschärft. Jetzt stand ich fertig da. Ein hoher Busch von weißen und blauen Federn ragte weit über den spiegelnden Helm hinaus; ein gewaltiges Schwert hing an meiner Seite: Arme und Brust waren von Stahl; und über meine Schultern hinunter fiel ein Mantel von Atlas. Ich schien mir in diesem Ritteranzuge kräftiger, als je, und

schwang mich kampfbegierig auf das schneeweiße, prächtig aufgezäumte Roß, den eisernen Speer in der Rechten.“

»Pauken und Trompeten ertönten. Da ging's über und unter; Kampf auf Kampf erfolgte; das Volk schrie und tobte darein, und empfing jedesmal den Sieger mit wildem Jubel. — Nun galt es den letzten und schönsten Preis. Der Reichsherold zeigte von einem hohen Balkone aus der jungen Ritterschaft ein Kreuz mit einer langen Kette, beide von gediegenem Golde; darauf standen die Worte: Der Tugend und Tapferkeit! — Für die will ich Alles wagen, dacht' ich im Herzen, empfahl mich Gottes Huld, und sprengte, da das Zeichen gegeben ward, im Galopp den aufgereizten Schimmel in die Schranken. — Noch einmal schmetterte ein Trompetenstoß; und ein pechschwarzgewappneter hoher Mann auf einem eben so schwarzen Rosse hielt sich mir gegenüber. Der Anblick dieses riesenhaften Mannes hätte mich leicht entmuthigen können; aber mein Blut, aufgeregt durch das Toben des Volkes, und mehr noch durch den schönen Preis, sprühte in meinen Adern voll Kampflust. Endlich schlugen wir aneinander. Die Schilde blitzten im Sonnenschein; es prellten an ihnen die geschwungenen Lanzen zurück. Die Rosse wieherten und bäumten sich; es war ein hitziger Kampf. Jeder focht mit gleicher Tapferkeit, und das Glück wollte sich auf keine Seite wenden. Da mit einem Male bekam ich von der Lanze meines Gegners einen so gewaltigen Streich auf den Schild, daß mein Schimmel einen Seitensprung machte, und mich beinahe aus dem Sattel

warf. Diese Gelegenheit wollte der Schwarze benützen, um auf mich loszudringen. Eh' es aber geschehen konnte, saß ich wieder fest, bemerkte schnell die Blöße, die er sich gab, und schlug meine Lanze so derb über seinen rechten Arm, daß er mit einem Fluche kraftlos vom Pferde taumelte.«

»Nun fing das Getöse des Volkes an. Der Schwarze fiel, der Blaue hat gesiegt! schrieen sie unaufhörlich, daß man weder Pauken noch Trompeten vernahm. — Ich war in der gespanntesten Erwartung, meinen Gegner kennen zu lernen. Wie er das Visir aufschlug, war es — Stephan von Eulendorf, eben der Mann, der jetzt den Namen Dietrich von Felsenheim führt, und mir so viel Unheil zufügt. Ich grüßte ihn freundlich, und bot ihm zur Versöhnung die Hand. Er aber verzog seinen Mund zu einem gräßlichen Lachen, und brummte mir zu: »Kreuz und Kette gehört euch. Aber ich geb' euch mein Ritterwort, daß ich Heinrichen von Falkenberg in Zukunft finden werde.« — Damals nahm ich dieß Wort nicht zu Herzen; allein bald darauf mußt' ich leider erfahren, was er damit sagen wollte.«

»Unter Paukenwirbel und Trompetenschall, und unter dem jauchzenden Freudengeschrei der Volksmenge erhielt ich den errungenen Preis. Das schönste und liebenswürdigste Fräulein aus der Schaar der ritterlichen Damen war erkoren, mir ihn auf einem Purpurkissen zu überreichen. Du warst es, theure Theodora, aus deren Händen ich den Lohn meines jugendlichen Fleißes erhielt. In lieblicher Demuth und Sittsamkeit standest du vor mir, das blaue Auge zur Erde

niedergeschlagen. Ich sah dich zum erstenmale; dein schönes Aeußeres erregte schon damals den sehnlichen Wunsch in mir, deine noch viel schönere Seele kennen zu lernen.«

»Nun reiste ich, überhäuft mit Glückwünschen und Lobsprüchen von Grafen und Edelleuten, und vom Kaiser selbst zum Ritter geschlagen, mit meinem Erzieher, dem ich all diese Ehre zu verdanken hatte, nach Mährenfels zuück; und von da aus wollte ich nach meiner Heimath ziehen. — Nun aber beginnt die traurige Zeit, an die ich mich jedesmal mit Schmerzen erinnere.« —

»Kaum waren einige Wochen vorüber, als sich ein Bote von Falkenberg bei Ritter Luitpold melden ließ. Durch ein Schreiben, das er überbrachte, foderte mein Vater den Ritter bei seiner heiligen Freundschaft auf, ihm gegen die ungerechten Eingriffe der beiden Ritter von Eulendorf in das Gut Falkenberg hilfreiche Hand zu bieten. — Dacht ich's mir doch, daß so etwas herauskommen wird, sprach Luitpold und schüttelte den Kopf, indem er den Brief auf die Seite legte, ich wette, daran ist das Turnier am kaiserlichen Hofe schuld.«

»Und so war es auch. Der alte Ritter von Eulendorf, ein rachsüchtiger, neidischer Mann, schwur von der Stunde an, da er, blaß vor Schande und Zorn, seinen Sohn vom Pferde taumeln sah, dem Geschlechte von Falkenberg Tod und Verderben. Kaum war er mit dem Sohne wieder in seine Burg zurückgekehrt, die an die Falkenbergischen Besitzungen gränzte, so

suchte er schon eine schickliche Gelegenheit, meinem Vater rachgierige Fehde bieten zu können. Und er fand sie auch bald. Denn, was ist dem zornigen Manne unmöglich, wenn es Befriedigung seiner häßlichen Leidenschaft gilt? — Unter dem nichtigen Vorwande, die Wildthiere von Falkenberg über seine Gränzen zu jagen, fiel er bald da und bald dort in unsere Güter, und ließ allenthalben Spuren der Verwüstung zurück. Da mein Vater sein unritterliches Betragen tadelte, gab er ihm unter Lachen die Antwort: Wenn es ihm nicht gefiele, möchte er ihn im offenen Kampfe zurechtweisen.«

»Mein Vater war nun gezwungen, anderwärts Hilfe zu suchen; daher er auch an Luitpold geschrieben hatte. Dieser rief sogleich eine zahlreiche Schaar von Knappen und Waffenleuten zusammen. Er selbst begab sich an die Spitze der Schaar. Ich ritt zu seiner Linken.«

»Es war ein herrlicher Morgen, als wir die Anhöhe erreichten, von wo aus wir die ganze Gegend von Falkenberg überschauen konnten. Das Thal aber stand, so weit man sah, verödet und leer, und am Fuße des Hügels hin zog sich eine schwarze Schaar bebuschter Männer, die sich so eben anschickte, die feste Burg zu stürmen, in die sich die Bewohner der Thalhütten geflüchtet hatten. Es ist die höchste Zeit, daß wir Hilfe bringen, sprach Luitpold, über diesen Anblick entrüstet, und ließ die blauweißen Fahnen hoch in die Luft wehen, den Schloßbewohnern zum Zeichen, daß der Stern der Rettung für sie aufgegangen. Dumpf tönte der Feldmarsch, und der Zug bewegte sich lang-

sam und in der strengsten Ordnung über die Anhöhe hinab in das ebene Feld.«

»Als die schwarzen Männer am Schloßhügel die unbekannte Fahne erblickten, stutzten sie, und eine eilfertige Verwirung verbreitete sich durch ihre Haufen. Einer aber an ihrer Spitze, mit einem fliegenden Helmbusch, brachte sie schleunig in Ordnung und führte sie gegen uns, ihren anrückenden Feind. Da aber die in der Burg die Fahne von Mährenfels erkannten, rotteten sie sich muthig zusammen, und hoch auf den Mauern glänzten Spieße und Schwerter, und auf den Thürmen flatterten die Falkenbergischen Wappen. — Drei Stunden vor Sonnenuntergang begann das Hauptgefecht. Unsere Schaar hatte sich in zwei Haufen getheilt; den einen führte Luitpold gegen den alten Ritter von Eulendorf; mit dem andern zog ich gegen Stephan. Ich war nun zum Zweitenmale sein Gegner. — Kaum daß er mich an der Spitze der Bewaffneten erkannte, erwachte auch sogleich sein fürchterlicher Zorn gegen mich in seiner schwarzen Seele wieder; er schnaubte nach Rache, und wüthete im Kampfe, wie ein angeschossener Eber. Gott aber, der sich der gerechten Sache jedesmal annimmt, ließ ihn nicht Meister werden.«

»Ich schlug ihn zurück über die Gränzen, und verfolgte ihn bis vor die Thore von Eulendorf, die er, nur von Wenigen begleitet, mit Mühe erreichte. Die Meisten seiner Leute lagen todt oder schwer verwundet auf dem Felde umher.«

»Das Gefecht hatte bis tief in die Nacht gedauert. Kein Mondlicht breitete seinen Glanz über die trau-

rige, mit Leichen besäete Ebene. Die Sterne aber funkelten zu Millionen am nächtlichen Himmels-Gewölbe. Als ich mit meinen Leuten in die Gegend kam, wo Luitpold gefochten hatte, war auch da Alles still und wie ausgestorben. Luitpold hatte seine Knappen, die der Lanze des Feindes entkommen waren, auf einem entfernten Hügel versammelt, um von da aus in die Burg von Falkenberg einzuziehen. Das auflodernde Wachtfeuer und die gebrochenen Töne der Feldtrompete gaben mir beim Näherrücken zu erkennen, daß er nur noch meiner Ankunft entgegen sähe.«

»Da ich auf der Höhe des Hügels ankam, saß er auf einem Rasen in der Nähe des Feuers. Der Schein, der ihn beleuchtete, zeigte mir wehmüthige Züge in seinem Gesichte; das Haupt ruhte müde in seiner Hand.«

»Wo ist mein Vater? rief ich ihm entgegen, sobald ich ihn erblickte. Ich hatte nämlich eine Stunde vor Dämmerung, gerade da das Gefecht auf Luitpolds Seite am heftigsten war, aus den Thoren von Falkenberg eine Menge bewaffneter Leute hervorstürzen sehen, an deren Spitze ich meinen Vater zu erkennen glaubte. Wo ist er? wiederholte ich in bebender Erwartung. O Ritter Luitpold, seyd nicht hart mit mir; verbergt mir ihn nicht unter euren Schaaren, ich hab' ihn ja lange, lange nicht mehr gesehen. O gebt mir ihn, daß ich zu seinen Füßen Thränen der Freude weinen, daß ich ihm in seinen Armen sagen kann, ich sey sein Sohn Heinrich. — Der Ritter hob langsam sein Haupt empor, und sah mich wehmüthig an. Der Glanz des Feuers wiederschien in einer Thräne, die in seinem

Auge stand, Heinrich, sprach er, hast du die Leichen gesehen da drunten in der Ebene? — Dein Vater läßt dich freundlich grüßen. Du warst sein letztes Wort, ehe er den Tod des Helden starb.«

»Also todt, rief ich aus im bittersten Schmerz, und verhüllte mein Angesicht in dem blutgefärbten Mantel, todt, und ich hab' ihn nimmer gesehen; todt, und ich werd' ihn nimmer sehen auf dieser Erde.«

»In diesem schweren Augenblicke wußt' ich nicht, wie mir war. Ich wäre tausendmal lieber selbst als ein Opfer des Kampfes gefallen.« —

»Bei Sonnenuntergang, fuhr der Ritter fort, stürzte er an der Spitze ermuthigter Knappen aus den Thoren der Burg, da er mich gerade von Eulendorfs Waffen am heftigsten umringt sah. Er wandte den Hauptkampf auf sich selbst, kam mit dem alten Eulendorf in's Handgemenge, und schmetterte ihn zu Boden. Dieß sah Einer aus den feindlichen Schaaren, sprengte heran, und hieb ihn vom Pferde. Ich kam eine Minute zu spät, als daß ich den feindlichen Streich hätte aufhalten können. Matt und mit dem Tode ringend lag er am Boden, ich kniete neben ihn. Luitpold, lebe wohl, sprach er sterbend, ich lasse dir mein Alles zurück; sorge für meinen Heinrich. — Noch ehe ich ihm Worte des Trostes sagen konnte, riß mich der Schwarm des Gefechtes wieder unter die Schaaren. So verlassen von Allen mußte er nun aus der Welt gehen.« —

»Nach dieser Erzählung wandt' ich mich hinweg, und lehnte mich weinend an den Stamm einer einsamen Eiche. Die ganze nächtliche Gegend lag vor

mir, einsam, stumm und fürchterlich. In meinem Herzen sah es nicht anders aus; — es war leer, trostlos, verlassen.«

»Wie ich so dastehe im Dunkel der Nacht, siehe, da leuchtet aus den Thürmen von Falkenberg eine gräßliche Flamme, und in wenigen Minuten steht die ganze Burg in einem sprühenden Feuerpfuhl. Was ist das? rief Ritter Luitpold; auf, laßt uns eilen, das Feuer zu dämpfen. Vielleicht ist die prächtige Burg noch zu retten; oder wir können den Urheber des Brandes entdecken. Gewiß hat es der Feind gethan. — Wie er vermuthete, so war es. Kaum gelangten wir am Orte des Elendes an, so entdeckten wir zwei feindliche Männer, die von Eulendorf den Befehl erhalten hatten, in der Nacht über die Mauern der von bewaffneten Männern verlassenen Burg zu steigen, und diese allenthalben in Brand zu stecken. Wie sehr auch alle unsere Leute sich bemühten, die Flamme zu ersticken, oder wenigstens die Kostbarkeiten der Burg zu retten — Alles war vergebens. In wenigen Stunden sahen nur mehr schwarze Ruinen aus einem glühenden Schutte.«

»Ach, ich hatte nun nicht nur den theuren, geliebten Vater, auch das väterliche Erbe hatt' ich verloren. So waren an einem einzigen Tage alle meine Hoffnungen vernichtet. Ich saß ferne von den rauchenden Ruinen, und weinte bitterlich. Was sollte nun aus mir werden? Wohin sollte ich mich wenden? Nicht einmal das Schwert an meiner Seite war mein Eigenthum. Solche schwere Gedanken drückten Stunden lang mein armes Herz. — Da wandte ich mein Auge

hinauf zu den Sternen des Himmels; sie schienen ja so freundlich und tröstend in unzählbaren Reihen auf mich herab. Und es rührte sich eine andächtige Wehmuth in meinem Herzen, ich konnte beten. Die stillen Himmelslichter schienen mich zu fragen: Willst du kleinmüthig werden, Heinrich, da dich der Herr prüfet? Wie, du stehest fest und entschlossen in der furchtbaren Schlacht, — so zeige auch deinen Muth, wenn die Seele leidet; und denke, was Gott sendet, gereicht dir zum Heile. — Dabei fiel mir ein Lied ein, das mein frommer Vater in mancher schönen Abendstunde sang, da ich noch als Knabe zu seinen Füßen spielte:

„Wie Er die Sterne am Himmelszelt
Mächtig in ihren Bahnen hält;
Wie Er den unzählbaren Sand
Zählet und kennt am Meeresstrand:
Also verläßt Er die Menschen nie,
Kennt ihre Noth und sorgt für sie.“

»Darauf wurd' ich ruhiger und gefaßt, und der liebe Gott sandte mir einen erquickenden Schlummer.«

»Da der Morgen graute, stieg ich hinab in die Ebene, um unter den Gefallenen die Leiche meines Vaters aufzusuchen, sie mit kindlichen Thränen zu benetzen, und dem stillen Schooße der Erde zu vertrauen. Es überfiel mich ein Schauer, so unter den todesstarren Gesichtern durchzuwandeln. Viele, die ich kannte, hatten an diesem Orte ihren letzten Odem ausgehaucht. Auch den alten Eulendorf sah ich. Sein bartiges gelbblasses Gesicht lag, noch im Tode trotzig, über der blutigen Mähne seines schwarzen Streitrosses,

und die erstarrte Hand preßte noch das riesenhafte Schwert fest an die Erde.«

»An dieser Stelle hoffte ich die Leiche meines Vaters aufzufinden, aber vergebens. Drei und viermal zog ich über den ganzen Kampfsplatz hin — und immer umsonst. Bis auf den heutigen Tag weiß ich nicht was mit ihm vorgegangen. Vielleicht hatten feindliche Männer den Todten hinweggetragen, um sogar an dem Leichname noch zügellose Rache zu üben. — Schwermüthiger verließ ich diesen Ort, als ich ihn betreten. Ritter Luitpold hatte inniges Mitleid mit mir, und wollte nicht mehr länger in einer Gegend verweilen, wo mir jedes Blatt am Wege, jeder Stein von der Ruine des Schlosses neue Thränen entlockte. Er reiste am andern Morgen mit mir und seinen Leuten zurück nach Mährenfels.« —

»Hier lebte ich lange Zeit einsam und zurückgezogen. Jedes ritterliche Vergnügen war mir zuwider. Mein Schwert hing unbewegt an der Wand; meine Streitlanze rostete in einer Ecke. — Endlich, da der Sommer wiederkehrte, gelang es den Bemühungen des edlen Ritters, mir das Leben wieder angenehm zu machen. Und, wie hätte ich an seiner Seite nicht den tiefsten Kummer vergessen sollen? Er war ja mein zweiter Vater geworden.«

»Eines Abends trat er mit fröhlichem Gesichte zu mir, schüttelte mir treuherzig die Hand, und schloß mich in seine Arme. Heinrich, sprach er, du warst immer ein guter Knabe, und hast mir viele Freuden gemacht. Dafür wird dich der liebe Gott segnen. Siehe, ich habe die Pflicht, die mir dein biederer Va-

ter bei seinem Absterben an's Herz gelegt, treulich erfüllt. Ich habe dich ritterlich, und was noch mehr ist, fromm und tugendhaft erzogen. Nun ist es daran, daß du selbst für dich sorgest. In einer Gegend des schwäbischen Gebietes kaufte ich dir eine schöne Ritterburg. Wohlan nun, ziehe dahin, und haushalte nach Ritterpflicht. Sey immerhin gut und redlich bis in dein Grab. Habe Gott stets vor Augen, und er wird bei dir seyn dein Lebenlang.«

»Ich dankte ihm mit kindlichen Thränen, versprach ihm auf's Neue, stets seiner Lehren zu gedenken, und bezog nach einigen Wochen dieß Rittergut, wohin er selbst mich begleitete. Hier nahm ich nun den Namen der Burg an, und nannte mich Heinrich von Waldbergen, um so vor des jungen Eulendorfs Nachstellungen sicher zu bleiben. Im Ahnenbuche aber stehe ich als letzter Sprosse des uralten Stammes von Falkenberg. — Es fehlte mir nun zu meinem häuslichen Glücke nichts mehr, als ein treu liebendes Weib, das mit sorgfältiger Einsicht im Hause walte. Da dacht' ich an den Tag jenes kaiserlichen Turniers, und an das holde Fräulein, aus dessen Hand ich den Ehrenpreis erhielt. Eine leise Ahnung, als hätte Gott diese mir bestimmt, trieb mich an den kaiserlichen Hof. Ich lernte dich kennen, Theodora; deine Bescheidenheit und Sanftmuth gefiel mir. Offen und bieder trat ich vor deine Eltern, und legte ihnen meinen Wunsch dar. Sie kannten mein edles Geschlecht und mein Wohlverhalten, und sagten gerne zu, wenn die Tochter wollte. Du wolltest, Theodora — und wir wurden das glücklichste Paar.«

»Ein treues, braves Weib zur Seite, meinen lieben Otto in der Mitte, — was fehlte mir zum reinsten häuslichen Glücke, wie es je unter Menschen blühen kann? Am Morgen, wenn ich erwachte, dankte ich dem Herrn; und in der Nacht, eh' ich einschlief, dankte ich wieder. Jedes Gebet, jeder Blick an den klaren Himmel war Dank für den stillen Frieden, den mir der Herr bescherte. — Aber so blieb es nicht. Der Urheber aller Leiden, die mich bisher trafen, mußte auch in dieser Gegend meine Pein werden.«

»Stephan von Eulendorf hatte in Kurzem durch häufige Fehden mit seinen Nachbarn sein väterliches Erbgut verloren, und zog nun mit einem Haufen zusammengerotteter Leute im Lande herum, bis er sich endlich am dießseitigen Rheinufer, unweit meiner Besitzungen niederließ. Hier baute er über einen ungeheuren Strandfelsen seine Wohnung; und weil der Name Stephan von Eulendorf weit und breit gefürchtet und verflucht war, so nannte er sich seitdem Dietrich von Felsenheim. In kurzer Zeit hatte er sich die ganze Gegend zu seinem Eigenthum gemacht; und wie er einmal mächtiger wurde, zog er in andere Gauen auf Raub aus. So erschien er auch in meinen Gütern, und drang unter Verwüstungen bis an die Veste. Er mußte erfahren haben, daß Heinrich von Waldbergen jener Heinrich von Falkenberg sey, der ihm am Tage des Turniers den Preis abgewann. Ich sammelte alle meine Leute. Hilfe konnt' ich von Niemanden erwarten. Ritter Luitpold war unter dieser Zeit zur Ruhe gegangen, und schlief den letzten Schlaf in der Gruft seiner Ahnen. Ich wagte es nun auf meine

eigene Kraft, und zog in Gottes Namen gegen den Feind. Glücklich schlug ich ihn auf seinen Felsen zurück. Aber seitdem erscheint er von Zeit zu Zeit wieder, und stört unsern Frieden.«

»Nun, der Herr wird es einmal anders machen. Wir wollen mit ganzem Herzen ihm vertrauen. Vielleicht gibt er unserm Feinde bessere Gesinnungen in die Seele, daß er einsehe, wie unrecht er handle. Wenn er aber auch dieß nicht thut, so haben wir hierin die beste Gelegenheit, uns im Leiden zu üben. Immerhin wollen wir demüthig seinen heiligen Willen anbeten — und er wird Alles recht machen.« —

Viertes Kapitel.

Die letzten Stunden auf Waldbergen.

So weit ging die Erzählung des Grafen. Ueber Theodora's Wangen waren oft Thränen geflossen. Der kleine Otto hatte keinen Blick vom Munde des Vaters gewandt. — Mittlerweile war die Flamme des Kamins verglommen, ohne daß sie es merkten; und von der großen Wanduhr schlug die zwölfte Stunde der Nacht.

Der Graf erhob sich vom Lehnstuhl. »Es ist die höchste Zeit, sprach er, daß wir zu Bette gehen. Die Erzählung hat länger gedauert, als ich ahnete. Nun, so schlafet denn wohl. Die Hand des Herrn sey euer

Schutz und Schirm, daß euch kein Leid geschehe in der dunkeln Nacht. Schlafet wohl! der Herr sey mit euch.« — Bei diesen Worten gab er dem kleinen Otto den Nachtsegen. Dieser faltete die Händlein, und betete sein gewöhnliches Abendgebet:

„Vater in den Himmelshöh'n,
Ach, erhör' mein kindlich Fleh'n:
Sey mein Schutz in dieser Nacht;
Halte mich in deiner Macht;
Führe mich mit deinem Segen
Fromm und gut auf allen Wegen.“

Der Knabe hatte noch nicht ausgebetet — da ertönte auf einmal vom Thurme herab das Horn des Wächters mit dumpfen, fürchterlichen Tönen. »Gott im Himmel! Was ist's!« rief der Graf, und sprang eilig an's Fenster. Theodora und Otto zitterten an Händen und Füßen. — Da kam ein Bote die Treppen heraufgerannt: »Gnädiger Herr, rief er dem Grafen entgegen, wir sind verloren. Der Feind hat sich wieder gesammelt, und ist in der finstern Nacht unbemerkt bis an die Hinterseite der Schloßmauer gerückt. Die enge Pforte steht in Flammen; die feindlichen Fackeln kreuzen schon haufenweise durch den Schloßhof.«

Kaum hatte der Graf die traurige Nachricht vernommen, so stand er schon gewaffnet da, um hinabzueilen, und seine getreuen Leute zum Muthe anzuspornen. — »Theodora,« sprach er zu seiner Gattin, die händeringend vor ihm stand: »Theodora, theures Weib, mich ruft die Pflicht. Ich muß für eure Rettung kämpfen. Der Himmel wird mich und euch schü-

ßen. Lebet wohl! Wenn die Gefahr größer wird, so entfliehe mit dem Knaben. Der Weg durch das verdeckte Gewölbe führt in den Schloßgarten, und von da in's Freie. Gott sey mit euch! Lebet wohl! Lebet wohl!«

Mit diesen Worten entriß er sich den Umarmungen der Gattin und den Bitten des Kindes, und eilte aus dem Zimmer, Theodora kniete stillleidend am Boden, und rang die Hände zum Himmel; Otto lag zu ihren Füßen und weinte. —

Als der Graf unten ankam, waren seine Leute im heftigsten Kampfe mit den feindlichen Schaaren. Aber mit jedem Augenblicke mußten sie sich mehr in's Innere des Schlosses zurück ziehen. Der Andrag der feindlichen Waffen war zu groß. — Noch einmal wagten sie, da sie den Grafen in ihrer Mitte sahen, einen mächtigen Ausfall. Er selbst rannte muthig in die dichtesten Feindesschaaren, und zeigte ihnen die Kraft seines Schwertes. — Allein da wurde er unversehens von all den Seinigen getrennt, und stand mit einem Male umringt und überwältigt von den schwarzen Rittern, die unter höhnischer Freude ihm Hände und Füße banden, und ihn so vor ihren Anführer schleppten.

Dietrich von Felsenheim verzog sein wildes Gesicht zu einem gräßlichen Lachen, und stieß unter seinem langen schwarzen Barte die Worte hervor: »Nun, Herr Ritter mit der goldenen Kette, ist es nicht so ergangen, wie ich euch dort in den Schranken bei meiner Ritterehre geschworen? Ihr sollt nun mit mir. Ich will euch den Streich, den ich beim Turniere über den Arm erhielt, mit Seewasser und schwarzem Brod vergelten.

Dort über dem rauhen Gestein des Rheinufers, auf der hohen Burg von Felsenheim gibt es dumpfe Gewölbe, die seit Jahren kein frischer Luftzug durchstrich, und kein Tagesstrahl erhellte. Dort gelüstet es euch sobald nicht wieder, einen goldenen Stern zu verdienen.«

Der Graf sagte kein Wort. Jedoch ein nasser, wehmuthvoller Blick an den nächtlichen Himmel, und hinauf an das kärglich beleuchtete Fenster des Schloßzimmers, worin er Gattin und Kind zurückgelassen hatte, drückte genugsam den Gram seiner innersten Seele aus. Was konnte er in dieser schrecklichen Lage Besseres thun, als zu Gott beten? Im Gebete fand er erquickenden Trost und Ruhe für sein Gemüth. —

Während dem war es im Schloßhofe ziemlich stille geworden. Die Wenigen von den Leuten des Grafen, die noch nicht als Opfer des Kampfes gefallen waren, hatten sich, da sie gewahr wurden, ihr Gebieter sey in den Händen der Feinde, traurig zurückgezogen. Felsenheim aber, da er keinen Widerstand mehr fand, durchbrach mit seinen Räubern die innern Thore der Burg. Das Gepolter im Schlosse, das schauerlich hinaus in die Nacht scholl, gab deutlich zu erkennen, welch ungeladene Gäste es besuchten. Felsenheim hatte die schönsten Kostbarkeiten zusammengerafft, und dann den Seinigen erlaubt, Alles zu plündern, was sie nur immer anträfen. —

Während dieser ganzen Zeit lag der Graf stumm und niedergebeugt, von vier schwarzen Knappen bewacht, auf einem harten Moosfelsen, und mußte von Ferne mit ansehen, wie man sein Eigenthum auf feindliche Wagen lud. Doch all dieß hätte er tausendmal

gegeben um den einzigen Trost, Gattin und Kind in Sicherheit zu wissen. Allein wer konnte ihm diesen Trost gewähren? Er seufzte oft und weinte viel, daß die Thränen das Moos am Felsen begossen. Der Stein, an dem er lehnte, hätte sich seiner erbarmen mögen; die Wächter aber um ihn herum lachten laut und spotteten seiner. Das grämte den armen Ritter noch mehr, aber er hielt seine Klagen zurück. Dadurch ward es ihm noch schwerer, und der zurückgehaltene Gram betäubte sein Haupt. Er beugte es über einen Bündel halbverfaulten Strohes hin, und sank in einen schmerzvollen Schlaf. —

Nach Verlauf von zwei Stunden kehrten die Räuber wieder in den Schloßhof zurück. Da fühlte sich der Graf mit einem gewaltigen Schlag über die Schulter aufgerüttelt, und mit einem wilden Fluche aus dem Schlafe geweckt. Felsenheim stand vor ihm. »Wir sind fertig,« fuhr er ihn an, und schlug sein entblößtes Schwert durch die Nachtluft, das es zischte: »Wir sind fertig, und, wie ich hoffe, Herr Ritter, seyd ihr es auch. Nun beginnt die Lustreise nach Felsenheim. Nehmt Abschied, wenn ich euch rathen kann, von all den Freuden der schönen Welt. In den schaurigen Gewölben von Felsenheim seufzen euch Fledermäuse ein erbärmliches Gezisch in die Ohren, das ist euer Nachtigallenlied. Und häßliche Sumpf-Unken wecken euch aus dem Schlafe; das ist euer Lerchengesang. Der Schein vom verfaulten Holze ist euer Tageslicht; und ein Haufen alten Strohes der Teppich eures Nachtlagers. Das sind doch auch Freuden einer schönen Welt; und die schönsten, o ich errathe es, die schönsten gewährt

euch der Gram um euer Weib, das sich im Schlosse versteckt hält, und nun bald im Rauche ersticken und in der Flamme vergehen wird. — Nun, was schaut ihr mich so verzweifelt an? Nicht wahr, ihr bekennt selbst, daß ihr den Tod verdient? Darum nennt mich großmüthig, weil ich euch Zeit vergönne, in einem Gewölbe die schönen Thaten eures Lebens zu durchdenken. Und wenn ihr sie durchdenkt, so erinnert euch auch an den Tag des Turniers, und an den, wo wir vor Falkenberg kämpften.«

Bei diesen Worten blies er in ein Horn, das an seiner Seite hing, und sprengte sein Roß über die zertrümmerten Mauern. Nun führte man die mit Raube beladenen Wagen aus den Thoren. Rechts und links ritten bewaffnete Männer. Hinter diesen folgte ein armseliger Karren mit altem Rüstzeug; darauf hatte man den Grafen geworfen. Ringsherum und am Ende des Zuges verbreitete sich eine Rotte schwarzer Ritter, die sich über den armen Gefangenen belustigten. —

So hatten sie die Ebene erreicht. Da hörte man von der Höhe herab ein gewaltiges Prasseln, über die Dachung des Schlosses wälzten sich pechschwarze Rauchwolken in hundertfältigen Wellen, und aus den Thürmen schlugen lichtlohe Flammen. Das war ein herzzerschneidender Anblick in der finstern Nacht. Alles so schauerlich; kein Mensch auf den Mauern, um die Wuth des Brandes zu zähmen; nur das Geschrei wilder Nachtvögel, die, von der Flamme geweckt, die alten Thürme verließen, und in den Rauchwolken herumflogen; unten in der Ebene der gräßlich beleuchtete Zug schwarzer Raubwölfe, ein erbeutetes, klagendes Schäf-

lein in ihrer Mitte; oben auf der Höhe das fürchterliche Zeichen der Verwüstung und einer zügellosen Rache, die voll Frevel in den leckenden Flammen den Zorn des Himmels wider sich aufzuregen strebt.

Wie sich unten der Weg an einem Hügel herumbog, sah der Graf zum letzen Male hinauf an das Schloß, worin er so glückliche Tage verlebt. In diesem Augenblicke stürzten die Mauern zusammen, und das ganze Gebäude glich einem Flammenpfuhl. — Da konnte er sich der Thränen nicht enthalten; er verbarg das Angesicht in seinen Mantel, und weinte laut. »Ewiger Richter, sprach er, kannst du es dulden, daß ich diese Schmach erleide? Kannst du zusehen bei all den fürchterlichen Qualen, die meine Seele niederdrücken? Noch vor wenigen Stunden hatt' ich ein geliebtes Weib; und jetzt? — Ich hatte ein theures Kind; und jetzt? — Stiller, häuslicher Friede war mein Geleitsmann auf allen meinen Wegen, und ich war glücklich. Nun hast du mir Alles, Alles genommen. O warum prüfest du so hart, so fürchterlich hart? In diesem Augenblicke vielleicht, da ich mich nach den Geliebten sehne, sterben sie den martervollsten Flammentod. Grausamer Gedanke! Jammervolle Seele! Aber auch ich werde bald sterben. Diese fürchterliche Nacht wird bald die Züge meines Gesichtes malen — blaß, recht blaß, todtenblaß! — Dann bin ich ja wieder bei ihnen, und diese Ketten an Händen und Füßen sind hinweg, und die Thränen in den Augen sind auch hinweg. O welche Freude! Gott der Güte, wie dank' ich dir! — — Doch was rede ich, wie hat der schwere Kummer meine Sinne betäubt! Gott, ver-

zeihe mir. Ich habe gemurrt gegen deine Vorsehung. Das war nicht recht. Ach, ich will es nicht mehr thun. Ich will standhaft ausharren in dieser schweren Prüfung, und sollte sie auch bis an's Ende meines Lebens dauern. Nur, setzte er dann betend hinzu, sende mir, Herr des Lichtes, einen sanften Strahl deiner Tröstungen in die Seele, wenn die Nacht des Leidens gar zu schauerlich wird.«

Nach solchem Gebet fühlte er sich so sehr beruhigt, daß er unerachtet des wilden Lärmens der schwarzen Rotte, in einen tiefen Schlaf verfiel, aus dem ihn auch die derben Stöße des Karrens nicht aufrüttelten. — Erst erwachte er, als die Morgendämmerung durch die falben Bäume des Bergwaldes flimmerte, und auf einzelnen Zweigen traurige Vögelein ihr Morgenlied seufzten. Endlich erreichte der Zug das Ende des Waldes. Da, zu seinem großen Troste, erhob sich die Herbstsonne siegreich über den Waldnebel, und schien einen lieblichen Tag zu verkünden.

Fünftes Kapitel.

Die Kapelle.

Die Gegend um Waldbergen stand traurig und verödet, in ihrer Mitte die noch rauchenden Ruinen der Burg. Die aufgehende Herbstsonne klagte über den Verlust der hohen alterthümlichen Thürme, die sie

immer zuerst mit ihren Strahlen begrüßt hatte. Aber an die am Tannenwäldchen stehende Kapelle sandte sie dießmal früher, als sonst, ihr erquickendes Licht, und schien auf eine blasse, in ein weißes Gewand gehüllte Gestalt, die in halbknieender Beugung am Altare hingegossen schien, all ihr Liebes und Theures der Erbarmung Gottes empfehlend.

Es war Theodora. In vergangener Nacht, da der Graf sich von ihr trennen mußte, hatte sie eine ganze Stunde in thränenvoller Betäubung zugebracht, aus der sie endlich durch ein wildes, den Schloßgang herauftönendes Gepolter geweckt wurde. — »Das ist nicht Heinrich's Gang!« rief sie aus in schmerzvoller Angst: »O nein, das sind nicht Heinrich's Leute. Das ist Felsenheim's Waffengeklirr; das ist schauerliches Rasseln seiner schwarzen Rüstung. Meinen Heinrich hat er hingeschlachtet; nun wird er kommen und mich fortschleppen auf seine Felsenburg, und mir nicht einmal mein Kind, meine noch einzige Freude lassen. O Gott, wie schaudert mir vor diesem schrecklichen Gedanken. Ist denn keine Rettung mehr? — Vater im Himmel, du hast ja so viele Wege, auf denen du die Deinen den Verfolgungen ihrer Feinde entziehen kannst. Ich bitte dich, siehe, mit gefalteten Händen bitte ich dich, zeige mir einen einzigen dieser deiner Wege. Führe mich hin, wo du willst; nur rette mich aus Felsenheim's Händen.« —

Nach diesem Gebete kniete sie eine Zeit lang stumm am Boden. »Mutter, liebe Mutter! sprach Otto schluchzend und neigte sein Haupt gegen sie, daß die blonden Haarlocken auf ihren Arm fielen: In Ewigkeit lasse

ich mich von dir nicht trennen. Ohne dich kann ich nicht leben. Ach, was müßte ich anfangen? Was würde aus mir armen Kinde werden? — Wenn ich den schwarzen Mann recht rührend bitte, siehe, so mit aufgehobenen Händen bitte — so wird er Mitleid mit mir haben. Der liebe Gott hat ihm ja auch ein Herz gegeben. Dann dürfen wir beisammen bleiben; und wenn ich dich habe, liebste Mutter, so denke an kein Leiden mehr. Gern will ich dieß schöne Kleid an ein geringes vertauschen; und arbeiten will ich für dich vom Morgen bis in die Nacht. Gewiß, ich vergesse nicht, was mir der liebe Vater an's Herz gelegt hat, ich will dir recht viele Freuden machen.« — Theodora drückte den Knaben an das Herz und weinte. »Recht so, liebes Kind, sagte sie, du bist mein guter, braver Otto. Komm, laß dich recht fest, recht mütterlich umarmen. Wir müssen nicht von einander. Bete nur fleißig zu Gott, er wird für uns sorgen.« —

Nach einer Weile erhob sie sich schnell. Sie hatte sich in dem Augenblicke der letzten Worte des Grafen erinnert. In hastiger Eile band sie einige Kleider zusammen, und hing sie sammt ihrer Mandoline über die Schulter. Dann sprach sie unter herabrollenden Thränen: »Wir müssen fort, liebes Kind, fort, weit fort in eine andere Gegend, wo kein Verfolger unsern Frieden stört, wo wir in stiller Trauer den gemordeten Gatten und Vater beweinen können. Ach, wer hätte vor zwei Stunden an diesen Jammer gedacht. Siehe, hier saß dein Vater, an dieser Stelle, die jetzt feucht ist von unsern Thränen. Komm, wir wollen sie zum letzten Male küssen. Bald werden von dieser präch-

tigen Burg nur mehr Ruinen düster und öde in die Gegend hinausschauen, und der Wanderer, der vorübereilt, wird sich eine Thräne aus dem Auge wischen, und wird fragen: Wo sind die glücklichen Tage der Vergangenheit? — Und der Segen dieser Gegend, wo ist er hin? — Dann wird man ihm eine Grabstätte zeigen, und wird sagen: Siehe, hier unter diesem Schutte ruht der Segen der Gegend. Ein schwarzer Mann hat ihn hier begraben; wehe dem schwarzen Manne! Hier ruht der Segen und schlummert. Sein Weib und Kind aber irren herum von Hütte zu Hütte, und fragen jedes gramvolle, abgehärmte Gesicht unter den Menschen: Bist du es, Tod, den ich suche? Bist du es, Grab, das ich wünsche? — Doch sie fragen umsonst; denn Gott gefällt es noch nicht, sie heimzurufen in die rechte Heimath, in das Land der Ruhe und des Friedens. Nun denn, in des Herrn Namen! wir wollen geduldig seyn, und ruhig harren auf den göttlichen Wink der Auflösung. Aber wehmüthig wollen wir seyn, und in Gott trauern, bis die Blätter unsers Lebens fallen, und auf unsern Gräbern eine Herbstblume blüht.«

Bei diesen Worten erinnerte sie sich an den Herbstblumenkranz, den sie ihrem Gemahl bei seiner Ankunft dargereicht hatte, und der noch auf dem Tische lag. Da weinte sie auf's Neue. »Den Todtenkranz, sprach sie, hab' ich ihm gewunden, ohne daß ich es wußte. Ach, wie welk er aussieht; es sind Herbstblumen. Sie haben ein kurzes Leben; sie sterben mit ihm.« — Dann sprach sie, indem sie in ihrem Zimmer umher sah: »Nun lebt wohl, ihr stillen Plätzchen, wo ich

an seiner Seite saß. Und ihr süßen, süßen Freuden, die ich in dieser ritterlichen Burg genoß, lebt alle wohl! Nimm, Gott der Güte, in diesem Augenblick meinen kindlichen Dank dafür. Vielleicht hab' ich dir noch nie, so recht, aus der innersten Seele gedankt. — Und auch du, der nun hingeschlachtet ist vom Schwerte des Feindes, mein Heinrich, mein Gemahl, Freund meines Herzens und mein Alles auf der Erde, lebe wohl, lebe ewig wohl! Im Himmel sehen wir uns wieder!

Dieß waren ihre letzten Worte. Sie nahm den weinenden Otto bei der Hand, und zog ihn sanft nach sich durch eine Seitengardine, in einen verborgenen Schloßgang. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so brach schon die Wuth der schwarzen Männer durch die verschlossene Thüre, um die Gräfin aufzusuchen. Da sie aber nicht zu finden war, wurde das schöne Zimmer rein ausgeplündert.

Der Weg durch die heimliche Wölbung war dunkel und schauerlich, wie die finstere Nacht. Jähe Stufen führten hinab zu einer kleinen eisernen Pforte auf der Hinterseite des Gebäudes, die den Ausgang in den Schloßgarten gewährte. Nur mühsam und jeden der Schritte vorausbemessend, war endlich die Gräfin unter vieler Angst durch die Nacht des Ganges im Freien angelangt. Alles war hier stumm und leer von feindlichen Männern. Nur das Prasseln der brennenden Nebengebäude unterbrach die schauerliche Stille. — Sie empfahl sich dem Schutze Gottes, wickelte ihren Otto in die Hälfte des Mantels, den sie um ihre Schultern geworfen, und eilte durch eine kleine Oeffnung der Schloßmauer über den Hügel hinab. Ach,

es war der nämliche Weg, auf dem sie Abends zuvor vom Spaziergange zurückgekehrt war. Damals wandelte sie getrost und beruhigt in die Burg, — und nun flüchtete sie sich in dunkler Nachtzeit vor den Verfolgungen rachgieriger Feinde.

Als sie den Fuß des Hügels erreicht hatte, stand sie stille, und sah die Höhe hinan. In dem Augenblicke brach das feindlich gelegte Feuer durch die Dachung des Schlosses, und ein schauerliches Geprassel der brennenden Balken ertönte durch die Gegend hin. — Nun vermochte sie nimmer weiter zu gehen. Das Ereigniß dieser fürchterlichen Nacht lag, wie ein Centnerstein, auf ihrem Herzen, ihre Kräfte waren erschöpft. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. — Da zum Glücke gewahrte sie in geringer Entfernung den schwachen Schein eines Lichtes, dessen ruhiges Flimmern einen stillen, friedlichen Ort zu beleuchten schien. Sie nahm noch einmal all ihre Kraft zusammen — und stand bald am Eingange in die Kapelle, vor dessen Gnadenbilde sie kurz zuvor süßen, himmlischen Trost erhielt. In der Mitte herab hing eine Lampe, die den Schein ihrer bläulichen Oelflamme gar lieblich auf das Gemälde des Altares warf. Wahrhaft andächtiger Sinn trieb fromme Landleute täglich in der Dämmerungsstunde zur Kapelle, um die Lampe anzuzünden, und sie mit frischem Oel zu nähren. — Die Todtenblässe des gekreuzigten Mittlers, der auf dem Schooße seiner heiligen Mutter ruhte, erschien nie so ernst und feierlich, als bei diesem einsamen Licht, und das wehmuthvolle Antlitz der göttlichen Jungfrau schien, besonders

in so still erleuchteten Stunden, zu sagen: »Komm, Menschenkind, siehe, was er für dich gethan!« —

Die Gräfin trat in die Kapelle, und setzte sich rechts am Altare nieder. Alles war so still, so still, so ruhig und friedlich. Hier in diesem heiligen Raume war kein Feind und Verfolger. Hier war nur Andacht und Segen und himmlischer Frieden. — Da hob sie den Blick voll ruhiger Fassung hinauf zum Gnadenbilde, und betete: »Herr, du hast's gegeben! Herr, du hast's genommen! Vater im Geben und im Nehmen, gelobt sey dein Name! — Siehe, hier liege ich wieder auf meinen Knieen. Ich bin, seit ich das letzte Mal hier vor dir betete, eine arme, arme Frau geworden. Ach, wie bald ist meine Ahnung in Erfüllung gegangen! Welch eine schwere Leidensnacht ist über mich hereingebrochen! Ich habe keinen Menschen mehr, zu dem ich mich wenden könnte. Mein Heinrich ist todt; mein Eigenthum ein Raub der Flammen. Was soll ich beginnen? Herr, du weißt es allein, wie verlassen ich bin, — verlasse du mich nicht. Ich übergebe mich und mein Kind in deinen heiligen Schutz. Thue mit uns nach deinem göttlichen Willen. Rufe uns, Herr, siehe, hier sind wir!«

Nun ergoß sich ihr Schmerz in einem Strome von Thränen. Dadurch aber ward ihre niedergebeugte Seele freier von der Last des Grames, und sie weinte die halbe Nacht hindurch. Endlich wurde ihr von Weinen ermattetes Antlitz vom Schlafe übermannt, und sie lehnte sich an einen Stuhl, neben ihren Otto, den schon früher Mattigkeit und Trauer eingeschläfert hatten. — Mit Tagesdämmerung aber war sie wieder

erwacht, und kniete am Altare. Und so trafen sie die ersten Strahlen der Sonne in heiliger Andacht und stillen Thränen.

Unterdessen erwachte auch Otto. Er erhob sich, und sah traurig und fremd in der Kapelle herum. All das Vorgefallene mochte dem armen Knaben wie ein schrecklicher Traum erschienen seyn. »Wo bin ich denn? fragte er: Wo ist meine Mutter?« — Da erblickte er sie, und fing an zu weinen. »Weine nicht, liebes Kind! sprach die Gräfin, und setzte sich neben ihn auf die erste Stufe des Altares nieder: Blicke hin zu unserm göttlichen Heilande, und tröste dich. Er wird uns nicht verlassen in dieser schrecklichen Lage. Wir sind ja seine Kinder. Durch dieses sein unsägliches Leiden, durch seinen martervollen Tod hat er uns zu seinen Kindern gemacht. Jetzt, mein lieber Otto, danke ihm besonders dafür. Was wären wir nun in unserer Drangsal ohne den beseligenden Glauben an ihn? Was wären wir ohne die süße Hoffnung, daß all dieses Leiden einst ende, wie das seinige geendet, und er uns bald heimholen werde, wo wir deinen Vater wieder finden und ewig wieder sehen? — Komm, laß uns hinknieen, liebes Kind, an seinen heiligen Altar. Wir wollen ihn recht inbrünstig bitten, daß er einen Lichtstrahl seiner Vaterhuld in unsre dunkle, grauenvolle Zukunft sende, damit wir einsehen mögen, wohin wir uns wenden, und was wir beginnen sollen. Aber wir wollen ihm auch danken für all das Schwere, das er über uns kommen ließ. Er ist auch Vater, wenn er den herben Leidenskelch uns reicht; er ist Vater, wenn er prüft und züchtiget.«

Sie knieten nieder und beteten. Es floßen dabei viele, viele Thränen. Nachdem sie gebetet hatten, sprach die Gräfin wieder: »In dieser Gegend können wir nicht länger bleiben. Des feindlichen Felsenheim's Knechte werden uns schon lange suchen. Wir müssen uns sichern vor ihren Nachstellungen. Wir müssen fort, weit fort. Ueber dem Rheinstrome liegt ein Land, eingeschlossen in hohe Gebirgsketten. Die Leute, die es bewohnen, sind freundlich und gut. Da fällt es Keinem ein, den Andern zu mißhandeln, oder ihm seine Güter zu rauben. In stiller Eintracht leben sie unter einander, wie Brüder; und wer sich ihrem Schutze vertraut, ist sicher vor allen Nachstellungen. Dahin, liebes Kind, laß uns ziehen. Wir werden dort mitleidige Herzen finden, die uns ein niederes Dachstübchen einräumen. — Dann können wir in stiller Einsamkeit unsere Tage verleben; wehmüthig, aber Gott anbetend, jene vergangenen, glücklichen Zeiten in die Erinnerung zurückrufen, und den allmilden Vater im Himmel bitten, daß er uns trösten und die Zeiten unsers traurigen Lebens abkürzen wolle. In der Welt haben wir ja nichts mehr zu suchen. Ach, es ist ja darinnen Alles für uns abgestorben, seitdem mein Gatte, dein Vater, nicht mehr lebt.«

Hier schwieg sie — bei der Erinnerung an ihren Gemahl, den sie für todt hielt, und an die schrecklichen Ereignisse der vorigen Nacht, brach sie wieder unwillkührlich in Thränen aus, die sie bei dem Anblicke des armen verwaisten Knaben um so weniger stillen konnte.

Die Herbstsonne hatte während dem schon ihre Mittagsbahn erreicht. Es war also höchste Zeit, die Reise

anzutreten, um vor Anbruch der Nacht ein anderes Thal zu erreichen. — Theodora hatte ihren Mantel in zwei Theile getheilt, und die eine Hälfte ihrem Kinde gegeben, damit die kühlere Herbstluft seinen noch zarten Gliedern nicht zu viel anhaben könnte. Mit der andern Hälfte des Mantels bedeckte sie ihr bloßes Haupt, und ordnete darunter die seit der gestrigen Nacht zerstreuten Haare. Unter dem Arme aber trug sie ihre Mandoline, das einzige Mittel, womit sie unangehalten durch das Land zu kommen glaubte.

Jetzt wandte sie sich noch einmal zum Altare: »Herr, sprach sie mit betender Stimme, sey du unser Leitsmann durch die unbekannten Gegenden. Rühre die Herzen der Menschen, daß sie einer armen Frau und eines verwaisten Kindes nicht spotten, und wenn sie ihnen auch nicht helfen wollen, sie doch ungestört vorüberziehen lassen. Von dir, Vater im Himmel, geleitet, werden wir ein Ziel unserer Reise finden. Und ein stilles, dir gefälliges Leben sey unser Dank dafür.«

Nachdem sie so dem Schutze des Herrn sich empfohlen, segnete sie ihren Otto, und verließ gefaßten Muthes die Kapelle. Freilich hatte sie alle Mühe, bei dem Anblicke der verwüsteten Gegend und der Ruinen ihres Schlosses, das gestern um diese Zeit noch so herrlich prangend die Zierde des Thales war, sich aufrecht zu erhalten.

An einer Hecke neben der Kapelle brach sie von einer Haselnußstaude für sich und ihren Otto einen Reisestab, und eilte nun, den Tannenwald, der sich am Hügel hinauf zog, sobald als möglich zu erreichen. — Wie sie ihn erreicht hatte, wandte sie sich noch einmal

um, und sah über die Gegend hin. Dieser Anblick kostete wieder Thränen. Sie nahm noch einmal Abschied von allen dem, was ihr einst gehörte. Besonders aber heftete sie ihr Auge auf die Ruinen des Schlosses, unter denen sie ihren Gemahl begraben glaubte. Dann verlor sie sich mit ihrem Sohne im Dunkel des Waldes.

Sechstes Kapitel.

Ritter Dietrich's Raubschloss.

So angenehm und lieblich das Schloß von Waldbergen vor jener Nacht der Verwüstung als ein Zeichen der seligsten Eintracht über das Thal dahin sah, so grauenvoll und unheimlich war das Raubschloß am Rheinufer, das dem wilden Ritter Dietrich von Felsenheim gehörte. Von der einen Seite erhoben sich die dichtesten Urwälder, in denen Wildthiere aller Art hausten, auf der andern rauschte in der Tiefe der gewaltige Rheinstrom vorüber. Das ganze Schloß war in Felsen gehauen. Der größte Theil derselben bestand aus Gefängnissen und unterirdischen Gewölben. Nur im zweiten Stockwerke waren einige freundliche Zimmer, die dem Ritter und seiner Gemahlin zur

Wohnung dienten. Man sah von da aus über den Rhein hin in eine freundliche, volkreiche Ebene. —

Ritter Dietrich, so wild und böse er war, hatte dennoch eine herzensgute, edle Gemahlin. Sie hieß Mathilde. Er wußte sich damals, wie er um ihre Hand warb, in den glänzendsten Schein der Tugend und Rechtschaffenheit zu hüllen, und sein böses verdorbenes Herz auf einige Zeit zu verbergen. — Da er aber einmal seinen Wunsch erfüllt sah, und einige Tage nach der Trauung auf dem Schlosse verstrichen waren, zeigte er sich wieder in all seiner Schwärze und Bosheit. Mathilde weinte nun Tag und Nacht, und bereute es in der Seele, so einen voreiligen Schritt gethan zu haben. »Ach, seufzte sie oft, könnt' ich zu meinen Eltern zurückkehren; welch glückliche Tage verlebte ich in ihrer Mitte, und wie elend bin ich jetzt. Nun weiß ich, warum mir der Abschied so schwer fiel, da ich mich von ihnen trennen mußte. — Doch ich will Alles standhaft ertragen. Ich bin nun einmal seine Gemahlin. Gott wird mich nicht verlassen. Kurz nur ist dieses Leben, — und die Leiden, die mir mein Gatte bereitet, dauern ja nicht länger, als dieses Leben.«

Dietrich wurde von seinen Unterthanen gefürchtet; seine Gemahlin aber von Allen geachtet und geliebt. Er war grausam und unerbittlich, und hatte schon einmal einen alten Diener, der die schwer auferlegte Arbeit nicht schnell genug verrichten konnte, im Jähzorn über den Felsen hinab stürzen lassen. Mathilde aber verfuhr gegen Alle mit großmüthiger Liebe und Sanftmuth.

Wenn Dietrich je sich hätte bessern mögen, so wäre es durch seine Gemahlin geschehen. Sie wußte ihn so gut zu behandeln, und mit sanfter Milde so einen edlen Anstand zu verbinden, daß man sich wundern mußte, wie er ganz verstockt bleiben konnte. Sie stellte ihm die Folgen seiner Rachsucht in den hellsten Farben vor Augen. Sie weinte und bat und beschwur ihn bei Allem, was heilig war, er sollte nun einmal ein anderes Leben anfangen, seinen Zorn und seine Rachsucht bändigen, mit seinen Gütern zufrieden seyn, und in häuslicher Eintracht sein Glück suchen. »Sieh, lieber Gemahl, sprach sie oft unter Thränen, ich liebe dich ja von Herzen; alle meine Gedanken und Handlungen zielen dahin, dir meine Nähe recht angenehm zu machen, damit du doch einmal von fremdem Eigenthum dein Auge wendest. Bis jetzt, Dietrich, hast du den Werth eines stillen Lebens auf dem einsamen Schlosse noch nicht erkannt — noch nicht gefühlt. Fange nun einmal an, ein braver Ritter zu werden, wie du es deinen Unterthanen, deinem Weibe, und dir selbst schuldig bist, und wie es dem lieben Gott im Himmel gefällt, den du lange Zeit schon vergessen hast. Denke an jene traurige Stunde, in der ich von meinen Eltern Abschied nahm, und Beide uns segneten. Ach, was hast du damals meinem edlen Vater versprochen; wie hoch hast du betheuert, daß du immerhin fromm vor Gott wandeln, und deiner Gemahlin keinen Kummer machen wollest. Dietrich, Dietrich, wie wenig hast du bisher deinen Schwur gehalten, wie viele Thränen hast du mir ausgepreßt. Aber siehe, ich will an das Vergangene nicht mehr denken, ich will es auslöschen

aus meiner Erinnerung, als wenn es nicht geschehen wäre, ich will dich mit tausend Freuden meinen Gemahl nennen, den ich über alles Irdische liebe — nur bessere dich jetzt, und lebe für Gott und für dein eigenes Heil. Und tausendfältiger Himmelssegen wird über unser Haus kommen, und du wirst mir einst mit Freudenthränen danken, daß ich dich ermahnt habe.«

Hie und da wurde Dietrich durch das Zureden seiner Gemahlin gerührt, und er versprach hoch und theuer, sich zu bessern. Am öftesten aber brach er in Schmähreden aus, brummte in seinen wilden Bart, ging hinweg, und schlug die eichene Thür hinter sich zu, daß die Fenster zitterten; oder er starrte eine Weile vor sich hin, fing dann abscheulich an zu lachen, ließ sich seinen Rappen satteln, und ritt den ganzen Tag im Walde herum, bis er an einer abgelegenen Schenke vom Pferde stieg, und hier seinen Unmuth im Taumel des Weins erstickte. — Da Mathilde sah, daß all ihr Zureden nichts nütze, hielt sie es für das Beste, stillzuschweigen, klagte dem lieben Gott ihren Kummer, und bat ihn recht inbrünstig, er möchte einmal den Verstand ihres Gemahles erleuchten, und sein Herz erweichen. —

In allen Gefängnissen des Schlosses lagen Gefangene, von dem wilden Ritter zur ewigen Kerkerstrafe verdammt. Die meisten waren unschuldig, und nur Dietrich's ungerechte Rachsucht und Goldgierde hatte sie in diesen elenden Zustand gebracht. Der edlen Mathilde ging das Elend dieser Armen sehr zu Herzen. Sie hatte ihren Gemahl schon auf den Knieen gebeten, nicht so ungerecht zu seyn, die Gefangenen

loszulassen, und ihnen ihr Eigenthum zurückzustellen. Allein, da half kein Bitten und Flehen. Er stieß sie jedesmal fluchend zurück, und schwur einmal sogar, sie selbst in das finsterste Gewölbe einzusperren, wenn sie noch ein einziges Wort davon spräche. Sie mußte wieder schweigen, und konnte nur immer zu Gott beten, daß er es einmal anders mache.

Zum größten Glücke für die edle Frau war der Ritter oft Monate lang abwesend, und schwärmte in fremden Besitzungen umher. Da konnte sie wieder frei athmen. Sie wandelte hinaus in das liebliche Waldthal. Die frische Luft erquickte sie sehr. Denn sie mußte einen solchen Spaziergang oft für lange Zeit entbehren. Wenn Dietrich zu Hause war, durfte sie die Gränzen des Schloßhofes nicht überschreiten. — »Ach, lieber Gott, sprach sie, wenn sie so auf den Fluren umherwandelte, wie hast du doch Alles zum Besten der Menschen eingerichtet, und diese erkennen so selten deine Allmacht und Vatergüte. Da ich noch bei meinen Eltern war, und mit ihnen in's Freie ging, wenn die Luft so angenehm kühlend wehte, die Blumen blühten und der Wald grünte, wenn die Felder wogten von den reifen Aehren, und die Vögel und Schnitter durch das Thal hin sangen, wie wenig dacht ich daran, daß alles dieses von dir kömmt, daß du aus Liebe zu deinen Geschöpfen Alles so schön eingerichtet. — Jetzt, wenn ich eine Blume blühen sehe auf der Flur, möcht ich sie küssen vor Freude, und wenn ich die Vögel im Haine so lieblich singen höre, möcht ich niederfallen auf meine Kniee, und dir danken, daß du mir durch diese kleinen Geschöpfe meinen

traurigen Aufenthalt hie und da angenehm machst. So, setzte sie noch hinzu, ist der Mensch; im Uebermaße des Vergnügens denkt er nicht an Gott. Wenn er aber im Unglücke ist, und die Stunde des Jammers für ihn geschlagen hat, — dann kann er hinknieen, und ihm auch für die unbedeutendste Freude von Herzen danken.« —

Manchmal aber vergoß die gute Frau doch bittere Thränen, wenn sie sich so allein und verlassen von aller Welt fühlte. Von den Personen im Schlosse konnte sie sich keiner Einzigen vertrauen; denn bei den Wenigsten durfte sie auf eine Theilnahme in ihrer traurigen Lage rechnen. Der Burgwart war ein falscher und schwatzhafter Mann, der es weder beim Ritter, noch bei der Rittersfrau verderben wollte. War jener zu Hause, so lebte er ganz für seinen Dienst, und schämte sich nicht, seine bösen Streiche mitzumachen; war aber der Ritter nicht zu Hause, so kroch er ganz unterthänig zur Rittersfrau, und harrte kopfneigend ihrer Befehle. Zwar mißfiel ihm selbst im Herzen das wilde, unordentliche Leben des Ritters. Allein er war nun einmal nicht Mann genug, die Wahrheit frei von der Brust zu reden, und lieber dem Dienste entsagen zu wollen, als ein unehrlicher Mensch zu werden. Daher gab es zwischen ihm und seinem Weibe, die viele gute Eigenschaften besaß, nicht selten bitteren Wortwechsel. Denn diese warf ihm, besonders wenn er, wie es öfters geschah, in der Schenke unten am Schloßberge, einen Rausch getrunken hatte, mit aller Redekunst eines Weibes sein unmännliches Betragen vor. Sie wäre auch noch die Erste und

Einzige gewesen, die für Mathildens Herz gepaßt hätte. Allein der Burgwart schaffte beinahe jede Gelegenheit vorsichtig aus dem Wege, bei welcher beide Frauen hätten zusammen kommen können. Denn er fürchtete, sein Weib möchte ihn einmal verklagen, und er dann bei der Ritterin in Ungnade fallen. —

So verflossen viele Tage, Wochen und Monate, ohne daß der armen Frau auch nur die geringste Freude zu Theil geworden wäre. Aber siehe, da wieder einmal der Frühling kam, blühte auch für sie, mitten unter ihren Drangsalen und Leiden, eine freundliche Blume. Sie wurde Mutter eines lieblichen Mädchens, das sie Agnes nannte. Wie sie es auf ihren Armen hielt und an ihr Herz drückte, vergaß sie aller Widerwärtigkeiten ihres Lebens. Immer saß sie an seiner Wiege, und ihre angenehmste Sorge war nun die Pflege des geliebten Kindes. Tag und Nacht flehte sie zu Gott, daß er ihr diese einzige Freude doch nicht nehmen wolle. Die kleine Agnes aber belohnte gar bald die unermüdete Sorgfalt der Mutter mit einem zarten Lächeln aus der Wiege heraus. Und wenn sich Mathilde über das weiche Bettchen hinneigte, um das liebe Kind zu küssen, machte dieses seine Händchen los, und spielte mit ihren Locken. »Ja, ja, du bist meine Einzige, mein liebes Töchterlein, meine Agnes.« So sprach die Mutter tausendmal. Ja, sie redete wohl oft Stunden lang mit dem Kinde, als wenn es ihre Worte schon verstehen könnte. In jedes Kopfnicken, in jede leise Bewegung desselben wußte ihre erfinderische Liebe einen Sinn zu legen.

Nach einem Jahre, da das Kind zum erstenmal

den Namen: »Mutter« aussprechen konnte, — es war gerade an einem schönen Sommerabende — da wußte Mathilde ihrer Freude gar kein Ende. Sie segnete es, sie weinte vor Entzücken. Dann blickte sie lächelnd zum abendlichen Himmel, und gelobte feierlich, die Erziehung des Kindes zu ihrem wichtigsten Geschäfte zu machen.

Und Agnes wuchs heran, ein bildschönes, engelgleiches Mädchen. Die guten Lehren, die ihr die Mutter jeden Tag und jede Stunde mit ausgezeichneter Sanftmuth und mildem Ernste in Herz und Sinn prägte, faßten darinnen tiefe Wurzeln. Es fehlte ihr keine einzige von all jenen kostbaren Eigenschaften, die das Mädchen Gott und den Menschen gefällig machten. Sie war bescheiden, demüthig und sittsam. Wer sie immer sah, war über ihr freundliches, holdes Betragen erstaunt, und sagte: »Agnes ist die zweite Mathilde; mit ihr ist Gottes Gnade.« — An den Stufen ihres Hausaltares knieete sie, so oft sie betete, in wahrhaft frommer Andacht, schön wie ein Engel. Bei Verrichtung häuslicher Geschäfte ging sie, so jung sie auch noch war, ihrer Mutter, die sie über Alles liebte, treulich an die Hand. Gegen Jedermann war sie freundlich und zuvorkommend. Sie freute sich bei dem Glücke Anderer, wie wenn es sie anginge; bei ihrem Unglücke aber vergoß sie Thränen der zärtlichsten Theilnahme. Doch ließ sie es dabei nicht bewenden; sondern sie half, wo sie helfen konnte, und wo es außer ihren Kräften lag, da kam sie mit aufgehobenen Händen zur Mutter, und hörte nicht auf zu flehen, bis sie diesem oder jenem Unglücklichen geholfen hatte. —

Unter andern ist folgende Begebenheit ein Beweis von ihrem guten, weichen Herzen. Mathilde wollte ihr einmal, da ihr Geburtstag nahe war, ein Kleid von kostbarem Stoffe verfertigen lassen. Wie Agnes dieß vernahm, wurde sie traurig, und Thränen traten ihr in's Auge. »Was ist dir doch, liebes Kind? fragte Mathilde ängstlich. Bist du krank, oder was fehlt dir sonst? Rede offen mit deiner Mutter?« »Ach, erwiederte Agnes, ich kann an das kostbare Kleid nicht denken, ohne daß ich dabei Thränen vergießen muß. Es ist doch gar zu kostbar. Ein leinenes Kleid, liebe Mutter, wäre für mich schön genug.« — »Und warum denn? fragte die Mutter: Du wirst dich schämen, liebe Agnes, vor andern Rittersfräulein in einem so rauhen Anzuge dazustehen.« — »O ich schäme mich nicht, versetzte Agnes, gewiß, ein leinenes Kleid ist mir lieber.« — »Nun gut, sagte Mathilde, wenn du es selbst so willst, so sey es!« — Agnes, als sie sah, daß es die Mutter gestatte, eilte auf sie zu, und küßte ihr die Hand. »Ich danke dir, liebe Muter, sprach sie, recht von Herzen danke ich dir. Und weil du meine erste Bitte erfüllt hast, so komme ich auch noch mit einer zweiten. O ich weiß es, du schlägst mir nicht ab, um was ich bitte; du bist ja so gut, gar so gut.« — »Nun, erwiederte Mathilde, laß nur einmal hören.« Da schmiegte sich das gute Kind näher an den Schooß der Mutter, legte das blondgelockte Köpfchen über ihren Arm, blickte mit den großen blauen Augen in das sich herabneigende Antlitz der Mutter, und sagte: »Kennst du die kleine, armselige Hütte drunten am Waldbache? Der kranke, noth-

leidende Kruno wohnt darinnen. Schon so lange ich denke, hütet er das Bett. Seine Füße sind gelähmt, und ach, er muß Hunger leiden. Thekla, die gute Tochter, weiß nicht, womit sie die Noth des armen Vaters lindern könnte. Sie selbst hat kein Kleid, nicht einmal Strümpfe hat sie. Ach, vergangenen Winter mußte sie viel, recht viel ausstehen. Mit den Händen hat sie das Reisholz unter dem Schnee zusammengerafft, damit der alte zitternde Kruno ein warmes Stübchen bekomme. Siehe, liebe Mutter, für diese fleh' ich. Schenke ihnen so viel, als mein seidenes Kleid gekostet hätte. — Du lächelst? Wie gut bist du! — Und jetzt sehe ich Thränen in deinen Augen. Darf ich hoffen, o ja, nicht wahr, liebe Mutter?«

Mathilde war in diesem Augenblicke nicht im Stande, ein Wort zu reden. Sie zog Agnes immer höher und höher zu sich hinauf, bis diese mit beiden Armen ihren Hals umfangen konnte. Aber auch jetzt noch waren süße mütterliche Küsse Alles, was sie in einer so angenehmen Ueberraschung zu thun vermochte. Endlich sprach sie gerührt und unter Thränen: »Agnes, meine liebe Tochter, bewahre dein weiches, fühlendes Herz, so lange du lebst. — Siehe, mit tausend Freuden erfülle ich deine Bitte. Ja, ich will sogar den traurigen Verhältnissen des armen Kruno und seiner Thekla näher nachspüren, und ihnen jeden Monat den nöthigen Lebensunterhalt verschaffen. Du, liebe Agnes, warst diejenige, die mich zur Vollführung dieses guten Werkes auffoderte; sey nun auch du die Erste, die den Armen die tröstliche Nachricht bringt, daß ich ür sie sorgen wolle. Sogleich aber gib ihnen die Summe

Geldes, welche das seidene Kleid gekostet hätte, damit sie einstweilen Brod und Milch kaufen können, um ihren Hunger zu stillen.«

Kaum hatte Agnes die Worte der Mutter vernommen, so flog sie der Hütte des armen Kruno zu. Der alte Mann lachte und weinte und dankte. Er wollte dem gnädigen Fräulein so gerne die Hand reichen; allein er getraute sich nicht; denn die des Fräuleins war zart und blühend weiß, die seinige aber schwarz und runzlich. Als aber Agnes selbst darnach langte, und gar freundlich daran hinauf und herab strich, da gab es ihm Herzensstöße vor lauter Weinen, als wenn bei ihm die Thränen aus der Brust kommen müßten. »Wenn ich drüben bin, sagte er stotternd, drüben beim lieben Gott — dann will ich für's gnädige Fräulein recht bitten, daß er ihr alles Gute vergelte.« — »Ja, das thut, alter Kruno!« versetzte Agnes, und mußte auch weinen. Am heftigsten aber weinte Thekla, die in einer Ecke der Stube stand. Es that ihr sehr wehe, daß sie sich vor dem gnädigen Fräulein in keiner schönen Schürze zeigen konnte. Agnes aber führte sie freundlich hervor, und suchte sie dadurch zu beruhigen, daß sie ihr gar bald eine ganz neue Schürze zu schenken versprach. Da verwandelte sich ihr Weinen in freudiges Lächeln, und sie küßte nun dem gnädigen Fräulein tiefgerührt die Hand.

Für alle diese mütterlichen und kindlichen Freuden hatte Ritter Dietrich kein Fünklein Gefühl. Er schwärmte, wie immer, im Lande herum, und wußte kaum, daß er eine Tochter habe. Saß er bei stürmischem Wetter zu Hause, so vergingen Stunden und

Tage, ohne daß er mit Gattin und Tochter ein Wort sprach. Mathilde hatte zu der Zeit, da Agnes noch in der Wiege lag, gehofft, wenn diese in den Jahren wäre, wo die Kinder durch ihr unschuldiges, zärtliches Liebkosen die Herzen der Eltern mit unendlicher Freude erfüllen, würde auch Dietrich's Sinn zarter, und sein Gemüth weicher werden. Aber, ach! sie hatte sich auch hierin getäuscht. Er blieb immer der alte, rauhe Mann.

Agnes hatte nun das siebente Jahr erreicht. Mit jedem Tage nahm sie mehr an Verstand und Tugend zu; mit jedem Tage wurde sie liebenswürdiger. Da geschah es, daß der Ritter um eben diese Zeit wieder besonders lange vom Schlosse abwesend war. Mutter und Tochter saßen oft bis spät in die Nacht beisammen, seiner in Aengsten harrend, und ahneten nichts Gutes von seinem allzulangen Ausbleiben. Endlich einmal gegen Mitternacht hin hörten sie das Burgthor, und bald darauf im Schloßhofe viel Lärm und Jauchzen. Sie dachten wohl, daß Dietrich angekommen, konnten sich aber doch das seltsame Getöse nicht erklären. —

Nach einer Stunde erschien der Ritter in ihrem Zimmer, und begehrte einen Humpen Wein, nach diesem wieder einen, und schrie oft unter schrecklichem Lachen: »Nun hab' ich einmal meinen größten, ärgsten Feind besiegt.« Er leerte den dritten Humpen, und taumelte endlich betrunken vom Stuhle, wo er am Morgen noch lag. — Mathilde und Agnes erfuhren am Tage nach der unruhigen Mitternacht von der Burgwartin, die während der Zwischenzeit, da der

Burgwart in der Waldschenke sich aufhielt, nach den obern Zimmern geschlichen war, Folgendes: Ritter Dietrich habe den Grafen von Waldbergen gefangen hieher geschleppt, und in einem Felsenloche eingekerkert. Das wisse sie von ihrem Manne, dem der Ritter selbst es erzählt habe. —

Bei dieser Nachricht sahen sich Mathilde und Agnes traurig an, und weinten. »Ach, sprach Mathilde, was wird dieß noch alles werden? Lieber Gott, du weißt es, wir haben keine Schuld an Allem, was Dietrich thut. Unser Gewissen spricht uns frei davon. So mag denn kommen, was immer will, — wir vertrauen auf dich.«

Siebentes Kapitel.

Vater Beatus.

Um eben diese Zeit lebte über einem hochragenden Felsen am Thunersee in der Schweiz ein alter Klausner in einer stillen, friedlichen Zelle. — Er war vor mehreren Jahren in jene Gegend gekommen, und hatte sich, weil es ihm gefiel, auf dem Berge angesiedelt. Er war ein ehrwürdiger Greis von siebenzig Jahren, mit einer hohen gerunzelten Stirne, in jeder Falte seines Gesichtes tiefe Merkmale einer schwer durchlebten Zeit, aber auch darinnen stille Ergebung in sein Leiden; und Gottes Friede und Ruhe ausgegossen über sein ganzes Wesen. An seiner Brust

herab strömte ein langer silberweißer Bart: und sein schwarzer, talarähnlicher Mantel, der mit einem Knotenstrick um die Lenden gebunden war, streifte weithin am Boden nach. —

Das plötzliche Erscheinen dieses Mannes auf dem Berge war für die Bewohner des Thales ein Räthsel. Sie wußten nicht, wer es sey, woher er kam, wohin er gehörte. — Nichts desto weniger ehrten und liebten sie ihn, wie einen Vater. Denn sie fanden in den Worten, die er mit ihnen sprach, so viel Einsicht und Weisheit, in seinen Geberden und Mienen so viel Freundlichkeit und Milde, in seinen Handlungen so viel Menschenliebe und Großmuth, daß sie in kurzer Zeit ganz sich ihm vertrauten, und vor jedem wichtigen Unternehmen bei ihm sich Rath erholten. — Er wurde gleich im Anfange, wie er in diese Gegend kam, unter dem Namen Beatus bekannt. Und weil ihn gar bald die Leute allgemein achteten, so nannten sie ihn Vater Beatus. —

Vater Beatus hatte seine Hütte in einen Felsen gebaut, und sie mit Reisholz und Bergmoos vor Sturm und Regen geschützt. Neben der Hütte stand noch eine kleine Kapelle, der Ort seiner Andacht; und um beide herum zog sich ein liebliches, mit Fruchtbäumen versehenes Gärtchen, worin er sich alle Jahre so viel anbaute, als er zu seinem Lebensunterhalt nöthig hatte. Seinen Trank aber holte er sich aus der am Fuße des Berges gelegenen reinen Quelle; und nur wenn Fremde bei ihm einkehrten, trank er mit diesen einen Becher Wein, der ihm von den Thalbewohnern gereicht wurde. — Den Tag hindurch beschäftigte er sich in

seinem Gärtchen; oder er flocht niedliche Körbchen aus Binsenkraut. Am Abende aber saß er vor seiner Hütte, und spielte die Harfe, bis jederzeit das Abendroth verglommen war. —

Diese einsame, niedlich angelegte Bergwohnung nannten die Leute Beatushöhle. Da war wohl kein Mensch in der Gegend, der nicht schon einmal den Felsen bestiegen, und den frommen Vater in seiner Hütte besucht hatte. Da war aber auch kein Mensch, der nicht gerührt und gebessert herabstieg, und neugestärkt am Tagewerk dieses Leben zu arbeiten fortfuhr.

Die Beatushöhle war von der Seite, wo der Felsen in den See sich hinabstreckte, fast unersteigbar; und kein Fremder durfte es wagen, ohne den sichersten Leitsmann diesen gefahrvollen Weg anzutreten. Von der andern Seite aber schlängelte sich ein breiter, sicherer Waldpfad, rings mit schattigem Birkengesträuche und duftenden Gebirgspflanzen umwachsen, die Höhe hinauf. Damit aber auch von jener Seite die Thalbewohner in die Beatushöhle gelangen konnten, war ein Jüngling aus dem Dorfe Merlingen, jenseits des Ufers Tag und Nacht in seiner Hütte bereit, die Wallfahrer über den See zu führen, und auf dem gefährlichen Fußsteig zu begleiten, ohne auch nur die geringste Belohnung dafür zu nehmen. — Deßwegen ward aber auch dieser Jüngling, der den Namen Klaus führte, und sich von dem Ertrage seiner Fischerei redlich nährte, von Beatus vor Allen geliebt. Und so oft er Reisende in seine Hütte brachte, nahm er ihn lächelnd bei der Hand, mit den Worten: »Lieber Klaus, wenn ihr auch für eure Mühe nichts

annehmet, so habt ihr dennoch genug; denn ihr habt den Dank der Reisenden, meine Achtung und Gottes Segen.« —

Nach einigen Jahren, da Vater Beatus den Fährmann Klaus immer mehr liebgewonnen, und an ihm den biedern Jüngling gefunden hatte, den er sich in seiner Einsamkeit wünschte, behielt er ihn an einem Tage, an dem dieser wieder Leute nach der Beatushöhle geführt hatte, länger als gewöhnlich bei sich, und lud ihn ein, einen Becher Wein mit ihm zu trinken. Klaus, der sich aus diesem Anerbieten keine geringe Ehre machte, nahm es auch sogleich mit Freuden an. Und Beide unterhielten sich lange recht gut.

Endlich wurde der fromme Vater ernster gestimmt; und die wehmüthigen Züge seines greisen Angesichtes trugen Zeichen an sich, als wenn er durch Enträthselung eines Geheimnisses sich das Herz leichter machen wolle. — »Seht ihr, Fährmann Klaus! fing er an: Ich bin ein alter Mann, und die Stunde wird wohl nicht mehr ferne seyn, in der mich der Herr zu sich ruft. Meine geheimnißvolle Geschichte darf ich nicht mit meinem Leben enden lassen. Ich muß sie einem Manne anvertrauen. Denn wenn ich auch nicht mehr bin, so könnte sie Andern vielleicht von großem Nutzen seyn. Lieber Klaus, seitdem ich euch kenne, habt ihr euch immer als einen wackern Jüngling gezeigt, den ich am meisten meines Zutrauens werth hielt, der es auch nie mißbrauchen wird. Euch will ich meine Geschichte erzählen. Sie wird euch zu Herzen gehen. Sie wird euch manche Mitleidsthräne kosten. Und das tröstet einen alten unglücklichen Mann, wie ich bin.«

Dem Fährmann stand bei den Worten des frommen Vaters eine Thräne im Auge. Er dankte von Herzen für das Zutrauen, das er ihm seit Jahren geschenkt, und bat ihn sehr rührend um seine fernere Liebe. — Darauf begann Beatus:

»Dieses Eremitengewand, das ich nun mit in's Grab nehmen werde, trage ich erst seit der Zeit, da ich mich unter diesen Felsen niederließ. Vor dem prangte an meinem Leibe eine prachtvolle Ritterkleidung. Ein glänzender Helm mit hohen Schwungfedern war die Bedeckung meines Hauptes, und an meiner Seite hing ein großes Schwert mit goldenem Griffe; ein Erbgut meiner Ahnen. Ich war Graf und Besitzer einer uralten, festen Burg an der böhmischen Gränze, und mein wahrer Name ist Rudolf von Falkenberg. —«

»Seit langer Zeit schon hat mich der liebe Gott in seine Prüfungsschule genommen. Ich verlor meine Gemahlin, nachdem ich nur einige Jahre mit ihr gelebt hatte, unversehens durch den Tod. Die Erziehung meines einzigen Sohnes lag mir sehr am Herzen. Ich übergab ihn meinem besten Jugendfreunde, dem Ritter von Mährenfels. Er war kaum ein Knabe von neun Jahren, als ich ihn von der Heimath weg, in die Ferne schickte. Wie er heranwuchs, ein schöngebildeter Jüngling, die Freude seines Erziehers, und die Zierde der jungen Ritterschaft — das hatte ich durch Nachrichten von Mährenfels immer vernommen. Doch ich sollte meinen Heinrich, meinen Einzigen, die Hoffnung und Stütze meiner alten Tage, in diesem Leben nie, gar nie mehr an mein Herz drücken, —

so wollte es der Rathschluß Gottes, den ich ewig stillschweigend anbete, wenn er auch streng und unbegreiflich ist.«

»Mein Sohn erhielt in einem kaiserlichen Turniere den ersten Preis, und wollte nun bald in die Arme seines erfreuten Vaters und in sein Erbgut zurückkehren. Allein eben dieser Umstand hatte mir einen furchtbaren Ritter, dessen Sohn mit meinem Heinrich in den Schranken gestanden war, zum ärgsten Gegner gemacht. Kurze Zeit darauf war mein Gebiet überschwemmt von feindlichen Schaaren, und ich mit meinen Waffenleuten in die feste Burg eingeschlossen. Ich ließ durch einen heimlichen Eilboten meinen Jugendfreund in Mährenfels um schleunige Hilfe bitten. Der wackere Ritter kam mit meinem Sohne und einer zahlreichen Knappenschaar. Am Fuße des Hügels begannen sie den Kampf mit den feindlichen Männern. Das machte uns Wenigen in der Burg neuen Muth, und wir rannten aus den Thoren, um das Aeußerste zu wagen. Aber ach, Fährmann Klaus, das waren schwere Stunden, und eine verhängnißvolle Nacht, während der Kampf wüthete. Ich selbst stand im Handgemenge mit dem schwarzen Ritter. Ich überwand ihn. Aber in dem Augenblicke, da er blutend vom Pferde stürzte, erhielt ich einen Stich von einer feindlichen Lanze, daß ich ohnmächtig am Boden niedersank.«

»Um Mitternacht erwachte ich aus der todtesähnlichen Ohnmacht. Der Stich jener Lanze war nur an meiner linken Brust vorübergestreift; und es hatte

mich der Schrecken vor dem Unvorhergesehenen mehr betäubt, als der Schmerz der Wunde. Ich mußte mich aus einem Haufen blutiger Leichen herausmühen. Es herrschte auf dem Kampfplatze eine schauerliche Todesstille. Ein ferner Fackelschein und dumpfes Getöse gaben mir zu erkennen, daß auf der Anhöhe von Falkenberg Bewaffnete sich befänden. Aber gar bald ersah ich aus einem erschrecklichen Anblicke, daß es nur Feinde waren. Denn kaum, als ich mein Leben wieder fühlte, und die Meinigen aufsuchen wollte, — da erhoben sich aus den Thürmen von Falkenberg ungeheure Feuerwolken, und weithin war die Nacht durch den gräßlichen Brand des Schlosses erleuchtet. Wie mir bei diesem Anblicke zu Muthe war, guter Klaus, könnt ihr euch denken. Die furchtbare Nacht steht jetzt noch, wie ein Schreckensgeist, vor meiner Seele. Ich konnte nichts anderes denken, als daß die Feinde gesiegt haben mußten. Ich sah nur immer den Tod meines Freundes, und meines einzigen Sohnes vor mir. Und wenn der Feind sie auch noch verschonte, so sah ich doch nur die finstere Nacht ihres Kerkers, und ein schmachvolles, trauriges Leben; ach ein Leben, das noch weit elender ist, als das meinige. Denn mir scheint ja die Sonne; und in der Nacht funkeln mir die Sterne Gottes; und frei kann ich herumwandeln auf den Fluren, die er mit Blumen ziert; und anbeten kann ich in seiner schönen Natur seine Allmacht, und so doch für einige Stunden meinen Kummer vergessen. Allein mein Sohn sieht keine Sonne, und keine Sterne, und keine Menschen. An seinen Händen klirren, so lange er noch leben wird,

eiserne Ketten; und nur auf faulem Stroh kann er seinen abgezehrten Leib ausruhen lassen.«

»Solcherlei Gedanken quälten mich in jenem Augenblicke, da ich kaum wieder zum Leben gekommen war. Doch, lieber Klaus, wer immer auf Gott vertraut, den verläßt er auch in der schrecklichsten Lage nicht. — Ich knieete nieder auf dem Kampfplatze, während auf der Anhöhe mein Schloß zu Ruinen niederbrannte, und betete zu den Sternen hinauf, und flehte zu Gott um Erleuchtung meiner Sinne, was ich beginnen sollte. Da sprach eine innere Stimme zu mir: Mache dich auf, armseliger Mann! dein Sohn, dein Freund — Beide sind in der Gewalt der Feinde, dein Eigenthum ist ein Raub der schwarzen Ritter, deine Burg eine Beute der Flammen. Du hast in dieser Gegend nichts mehr, was dich zurückhielte. Auch die Burg von Mährenfels werden die Feinde in Besitz nehmen, da sie den Ritter gemordet. Entfliehe also ihren Nachstellungen. Jetzt noch kannst du es am leichtesten thun, da sie dich für todt halten. Suche in der Ferne einen einsamen Ort, wo du deinen Gram in stillen Thränen verweinen, aber auch Gott den Rest deines Lebens weihen kannst. Gehe, und vertraue dich dem Schutze des Herrn; er wird mit dir thun, was zu deinem Wohle gereicht.«

»So sprach die innere Stimme. Ich alter, verwundeter Mann machte mich nun in derselben Nacht noch auf den Weg, um vor Tagesanbruch ein anderes Gebiet zu erreichen. Lange Zeit irrte ich, als Pilger verkleidet, im Lande umher. Nirgend konnte ich Rast und Ruhe finden. Endlich kam ich in diese Gegend.

Ich wurde von euch guten Leuten liebreich aufgenommen, und erbaute mir auf dem Felsen dieses Hüttlein. Und ich muß es gestehen, nirgend wäre ich zu einer so ruhigen Wehmuth und stillen Ergebung in Gottes Willen gekommen, wie an diesem einsamen Orte. — Mein größter Schmerz ist die Ungewißheit von dem Leben oder Tode meines Sohnes. Wie viele Wanderer, die aus der Ferne kamen, wie viele Sänger, die alle Ritterburgen besuchten, fragt' ich schon, ob ihnen der Name: Heinrich von Falkenberg, nicht bekannt wäre. Aber ach, alle meine Nachforschungen sind bisher fruchtlos geblieben.«

»Wie fröhlich werde ich nun seyn, wenn einmal der Abend hinter jenem Fichtenwäldchen heraufsteigt, der mich in das ewige Vaterland heimruft, wo ich meine Gattin, meinen Sohn, und meinen Freund wieder sehe. Wenn ihr das Glöcklein in der Kapelle zum Abendgruße nimmer ertönen höret, dann wird mein Stündlein geschlagen haben. Dann kommt, Freund Klaus, mit Allen, die den alten Beatus liebten, und legt in stiller Andacht den morschen Leib in die Felsengruft, die an der Kapelle für ihn bereit steht.«

Hier schwieg der Greis. Thränen unterbrachen ihn oft bei diesen letzten Worten. Klaus aber ergriff tiefgerührt seine Hand, und küßte sie. Er konnte lange nichts sagen. »Gott prüft seine Kinder nicht ewig; sprach er endlich: Vielleicht schlägt für euch auch hier auf Erden noch eine recht fröhliche Stunde.« — »Das gebe Gott, erwiederte Beatus, und trocknete sich eine Thräne von der Wange: In Allem bete ich seinen heiligen Willen an.«

Während dieser Erzählung hatte sich die Sonne mehr und mehr zu den Gipfeln der Berge geneigt. Klaus dankte dem frommen Vater voll Herzlichkeit für die Mittheilung seiner Lebensgeschichte, und noch einmal für das Vertrauen, das er in ihn gesetzt; nahm Abschied von ihm, und verließ die Hütte. Beatus begleitete ihn bis zur Gartenthüre. Hier verließ ihn der Fährmann, eilte den Felsen hinab, und steuerte der Heimath zu. Beatus aber blieb noch eine Weile stehen, und sah in das Abendroth. »Sollte denn nicht, so sprach er für sich hin, die Sonne einmal fröhlicher für mich aufgehen, als sie immer niedersinkt? Hoffnung, du bist eine süße Trösterin der Menschen! Aber auch im Grabe ist Hoffnung. Darum, o mein Grab, wirst du mir zu jeder Stunde willkommen seyn, in der der Herr mich zur Ruhe legt!«

Achtes Kapitel.

Eine edle Schweizerfamilie.

Es war an einem kühlen Herbsttage, da die Sonne schon tief gegen Westen sich neigte — als Theodora und Otto nach einem stundenlangen Aufsteigen, endlich müde und kraftlos die Höhe eines Bergweges erreichten, welche die Aussicht in ein freundliches Schweizerthal gewährte. — Sie waren schon ein paar Wochen lang im fremden Lande herumgeirrt,

und hatten überall die unwegsamsten Gegenden aufgesucht, um ja nicht in die Hände ihrer Feinde zu gerathen. Hie und da fanden sie mitleidige Menschen, die ihnen Brod darreichten, damit sie ihren Hunger stillen konnten, oder ihnen eine Nachtherberge einräumten. Die meisten Leute aber waren sehr hartherzig und roh, und verläumdeten oft gar die arme Frau mit ihrem Kinde. Das that Theodoren wehe, und sie weinte die bittersten Thränen. Tausendmal lieber hätte sie Hunger und Durst ertragen, wenn ihr nur immer mitleidige Seelen begegnet wären. Doch empfahl sie sich jedesmal der Hand Gottes, und ertrug alle Schmach gelassen und ohne Widerrede.

Auf der Anhöhe des Weges waren Beide vor Mattigkeit an einem Felsen niedergesunken. Den kleinen Otto plagten Hunger und Durst, und er fing an zu weinen. Theodora aber weinte aus Kummer und Sorgen, was sie in Zukunft beginnen sollte. Nicht einmal für die einbrechende Nacht hatte sie eine Herberge. Bei dem Anblicke des weinenden Kindes wurde ihr Herz noch schwerer. »Ich muß mich von ihm wegwenden, sprach sie, damit ich seine Thränen nicht sehe. Sie schneiden mir, wie ein Schwert, durch die Seele. Das arme, liebe Kind weinen sehen, und ihm nicht helfen können, ist mir das Schrecklichste in der Welt. O Gott, der du den Vogel in der Luft nährst, und die Lilie auf dem Felde kleidest, vergiß deine Kinder hier am Felsen nicht. Laß uns nicht vor Hunger sterben! Sende uns Hilfe zu! Dir ist ja Alles möglich!« — Nun erinnerte sie sich ihres Gemahles: »Ach, mein Heinirch, seufzte sie, wenn du die

Noth deiner Theodora und den Jammer deines Kindes sähest; wenn du die Thränen zählen könntest, die sie seit jener furchtbaren Nacht schon geweint, wie würde dir zu Muthe seyn? Wie würde dir das Herz bluten vor Mitleid? Aber ich weiß es, du flehest zu Gott für uns Beide, daß er uns nicht verlasse.«

Da sie noch redete, erklang über ihr ein Alpenlied, von einer lieblichen, zarten Stimme gesungen. Das Lied war folgendes:

„Stiller Abend kehrt
In das Thal;
Ruht ja Hirt und Heerd'
Ueberall.

Und wem in der Brust
Kummer liegt,
Sey in stiller Lust
Nun vergnügt.

Stillen Abend gibt
Ihm der Herr;
Denn der Vater liebt
Ja die Kinder sehr!"

»Drum so ruhet! ruhet! ruhet!« — So verlor sich im Alpenjodeln das Lied — und ein Landmädchen, das mit sicherem Schritte vom Felsen geklettert war, stand vor Theodoren, die noch horchend an einem grünen Rasen kniete.

Das schneeweiß gekleidete Mädchen erschrack anfangs bei dem Anblicke der fremden Frau. Bald aber erholte es sich, und redete sie mit freundlichen Worten an. »Ihr seyd wohl recht müde, sprach es, und könnt das Ziel eurer Reise nicht mehr erreichen, bevor

die Nacht hereinbricht?« — »Ach, das Ziel meiner Reise, erwiederte Theodora mit Seufzen, wo werd ich es einmal finden? Gutes Mädchen, ich bin eine arme unglückliche Frau, und habe keine Heimath. Lange schon irr' ich umher unter fremden Leuten. Den Tag hindurch sinn' ich unter Kummer und Sorgen, wo ich Nahrung für mich und mein Kind hernehme, und am Abende weiß ich noch nicht, wo ich übernachten soll. Ich für meinen Theil trage Alles gelassen und ruhig; aber beim Jammer meines Kindes, das dort unter dem Gesträuche liegt und weint, bricht mir wohl oft das Herz. Ach, der arme Knabe hat seit gestern Abend keinen Bissen Brod mehr bekommen. Den ganzen Tag irrten wir durch eine unbewohnte Gegend, wo wir auch nicht einen Menschen sahen.«

Das Mädchen vergoß bei der Erzählung der armen Frau die hellen Zähren. Es hatte gar ein weiches Herz. »Nun so dank' ich Gott, sprach es freudig, daß er mich hier vorbeiführt, und ich euch helfen kann. Komm, liebes Bübli, setze dich hier neben der Mutter am Felsen nieder, ich will euch Beiden eine ländliche Mahlzeit bereiten.« Bei diesen Worten hob sie den Knaben sanft von der Erde, und führte ihn zu der Mutter. Theodora mußte weinen, als sie dieß sah. So gerührt war sie durch die Guthmüthigkeit des Mädchens.

Dieses aber stellte den Korb, den es am Arme trug, auf den Boden, nahm Brod daraus, bestrich es mit frischer, süßer Butter, goß Hönig darüber, und reichte es der armen Frau und ihrem Kinde dar. Aus einem großen hölzernen Gefäße, das es am andern

Arme trug, goß es in ein reinliches irdenes Geschirr süße Milch, und stellte diese den armen Gästen vor, mit den Worten: »So, gute Frau, nun trocknet eure Thränen, und laßt es euch gut schmecken.« »Und du Bübli, sagte sie zum Knaben, weine mir ja nicht mehr; denn siehe, der Vater im Himmel hat nun wieder für dich und Mütterli gesorgt.« — Dann setzte sich das freundliche Mädchen nebenhin, und hatte eine recht herzliche Freude, das Auge am Anschauen der beiden Fremden weiden zu können, die, durch die Mahlzeit erquickt, immer mehr und mehr sich erheiterten.

Unter dem hatte es die an der Seite der Frau durch ein rosenfarbenes Band befestigte Mandoline gesehen, und fragte verwundert, was denn das bedeute. Theodora langte das Instrument hervor, griff in die Saiten, und sang dazu gar ein sanftes Heimathlied an den herbstlichen Abendhimmel. Das Mädchen vergaß fast zu athmen, und wie das Lied zu Ende war, da sprang es vor Freude in die Höhe, und sagte nur immer: »In meinem Leben hab' ich keine so lieblichen Töne gehört. Unsere Senner haben nur Flöten, und die Hörner der Gemsenjäger sind auch nicht so angenehm, wie dieses Ding da. Ich würde euch wohl einen Vorschlag machen, wenn ihr ihn annehmen wollet. Morgen feiern wir zu Hause den Aelpersund. Das ist ein Fest, das bei uns alle Jahre gehalten wird, wenn die Heerden von den Alpen nach Hause kommen. Da singt man, und ist fröhlich, und dankt dem lieben Gott für den Segen des Jahres. — Heute ist es schon spät. Kommt mit mir in meines Vaters Hütte; sie ist nicht weit von hier, gleich unten am

Fuße des Berges. Da könnt ihr übernachten, und bei uns bleiben, so lange ihr wollt. Morgen aber müßt ihr uns ein paar schöne Lieder singen.«

Theodoren war es gerade, als hätte ihr ein Engel vom Himmel diesen Antrag gemacht. So freundlich hatte das Mädchen zu ihr geredet. »Mit vielen Freuden, erwiederte sie, willfahre ich deinem Wunsche; dadurch hast du mir ja den großen Kummer um eine Nachtherberge vom Herzen genommen. Ich danke dir tausendmal; der liebe Gott wird dich dafür segnen. — Doch, gutes Kind, hast du wohl auch überdacht, ob es deinen Eltern recht ist, wenn du arme Gäste mit dir bringst?«

»O sorgt nicht, entgegnete das Mädchen schnell, meine Eltern sind gut, recht gut. Käm' ich nun nach Hause, und erzählt' ich es ihnen — so würden sie mir's nie verzeihen, wenn ich euch nicht mitgenommen.«

Theodora hatte nun nichts mehr einzuwenden. Sie sah zum Himmel und dankte Gott. Dann nahm sie ihren Knaben an die Hand. Komm, mein lieber Otto, sagte sie, nun dürfen wir nicht im Freien auf diesem Felsen übernachten. So schnell hat der liebe Gott unser Gebet erhört. O danke ihm doch immer recht kindlich.«

Sie folgte nun, in der Seele froh, daß Gott wieder für diese Nacht, und vielleicht auch für einige Tage väterlich gesorgt, dem vorauseilenden Mädchen nach. Weil es Berg abwärts ging, so war der Weg für sie nun nicht mehr so beschwerlich. Besonders aber fühlte sie sich durch die kleine Mahlzeit erquickt und gestärkt.

Sie hatten in kurzer Zeit eine ziemlich große Strecke Weges zurückgelegt. Wenn der kleine Otto müde werden wollte, so führte ihn auf der einen Seite Theodora, auf der andern das Mädchen an den Armen. — Endlich war die Ebene erreicht. Das angenehme Glockengeläute der Kühe, die das Herbstgras zusammensuchten, und nun allmählich haufenweise nach Hause zogen, die Abendflöten der Hirten auf den Hügeln umher, und die letzten Jagdtöne der Gemsenjäger von den Felsen herab, die das Echo der Bergesketten zehnfach wiedergab, endlich noch hie und da ein Jodler, der am Felsenabhange ein paar Ziegen hütete — dieß Alles brachte in Theodora's Herzens eine wunderbar ruhige Stimmung hervor. Es war ihr nicht anders, als müßte sie in diesem Thale bleiben, und als würde Gott daselbst sie noch recht glückliche Tage erleben lassen.

Der Weg, auf dem sie wandelten, hatte sich auf einmal um einen Hügel herumgebogen, und sie sahen nun in einiger Entfernung mitten in einem Wiesengrunde ein freundliches Häuschen, an eine breitastige Linde angebaut; rings herum aber war es von einem Obst- und Blumengärtchen umgeben. Aus dem Schornsteine hervor rollten, von den letzten Strahlen der Sonne geröthet, dichte Rauchwolken, ein Zeichen, daß die Hausmutter ihren Angehörigen das Abendessen bereite.

»Sehet, sprach das Mädchen, und deutete nach dem Wiesenanger, dieß ist meine Heimath. Laßt uns eilen, damit wir sie noch mit Sonnenuntergang erreichen.«

Als sie in die Nähe der Hütte kamen, herrschte rings herum die tiefste Stille. Von den Bäumen nur fielen leise rauschend falbe Herbstblätter. Thüre und Fenster der Hütte waren verschlossen. — Theodora mußte nach dem Willen ihrer Führerin mit dem Knaben unter der Linde stehen bleiben; diese aber verbarg sich hinter der Hecke des Gartens.

Auf einen Wink von ihr griff Theodora in die Saiten der Mandoline, und sang folgendes Lied:

„Seh' ich ein einsam Hüttchen stehen,
Das der lieblichen Eintracht genießt,
Kann ich ja nicht vorüber gehen,
Ohne daß es mein Lied gegrüßt.
Liebe Leute, da drinnen hört,
Was eine arme Frau begehrt."

„Nur ein Stücklein, habet Erbarmen,
Nur ein Stücklein schwarzes Brod.
Was ihr schenkt den verlassenen Armen,
Gibt euch zehnfach der liebe Gott.
Denn was ihr, kündet Er selbst euch an,
Armen thut, habt ihr Mir gethan!"

Die erste Strophe des Liedes war noch nicht zu Ende, da öffnete sich die Hausthür, und ein freundlicher, wohlbejahrter Mann, ließ sich über der Schwelle sehen. Er hörte mit der größten Aufmerksamkeit dem Gesange zu, und da sich von Zeit zu Zeit sein Antlitz mehr als gewöhnlich erheiterte, so konnte man leicht ersehen, daß er an dem Liede Wohlgefallen fand. Ueber eine Weile gesellte sich eine wackere Hausfrau zu ihm unter die Thüre. Geschäfte am Herde mußten verhindert haben, daß sie nicht beim Anfange des

Liedes zugegen war. Sie war noch ein rüstiges, munteres Weib, und die Leutseligkeit sah aus jedem Zuge ihres Gesichtes. Sie hatte eine eben so große Freude am Gesange, wie ihr Mann, und sagte oft während des Liedes: »Ach, du mein Gott, wenn nur Rösli da wäre; das wäre Etwas für Rösli.« — Nach und nach sammelten sich auch die Knechte und Mägde des Hauses; und selbst Leute, die über dem Wiesenanger drüben ihre Wohnung hatten, liefen eilig herbei, und standen neugierig um die Sängerin herum.

Als das Lied zu Ende war, trat Leuthold, so hieß der Hausvater, aus der Thüre, und näherte sich der fremden Frau. Dem Beispiele des Mannes folgte Gertrud, sein Weib.

»Seyd mir willkommen, sprach er zu Theodora, mit eurem schönen Gesange. War mir doch bei eurem Liede, als wär' ich in's heilige Land versetzt. Ihr könnt mit euren sanften Tönen Einem Herz und Augen rühren, wie der Klausner in der Beatushöhle mit seinen frommen Worten. Dafür aber dürft ihr nun an meiner Hütte nicht vorüberziehen. Seht, es ist schon Nacht — und ich habe ein weiches Lager drinnen. Kommt und ruhet aus von der mühsamen Reise des Tages. Und wenn ich schon euren lieblichen Gesang nicht lohnen kann, so werdet ihr doch einen ländlichen Abendtisch nicht verschmähen.« So sprach auch Gertrud. Und da sie den Knaben an Theodora's Seite gewahrte, rief sie voll Freude: Welch ein liebliches Kind; die schönen blonden Locken, das große blaue Auge, und die schneeweiße Farbe seines Gesichtes. Wenn es nicht der armen Frau gehörte —

ich wollte wetten, es ist ein Ritterskind.« Mit diesen Worten schwang sie den Knaben in die Höhe, und küßte ihn freundlich.

Theodora war über die ungezwungene Einladung dieser braven Leute bis zu Thränen gerührt. »Ich danke dir, lieber Gott, sprach sie laut und feierlich, daß du mich nach vielen und schweren Leidenstagen in diesem stillen Thale fromme Menschen finden ließest, denen der Kummer und das Elend einer armen, unglücklichen Frau und ihres Kindes zu Herzen geht.« — Dann wandte sie sich zu dem ehrlichen Alten und seinem Weibe. »Ihr guten Leute, sprach sie, ohne das Mitleid eurer frommen Tochter wäre ich nie an eure Hütte gekommen. Ohne ihre Hilfe hätte ich mit meinem Kinde auf jenem Berge wohl verschmachten müssen. Der Herr möge sie segnen, das gute Mädchen.«

Die beiden Eheleute sahen sich verwundert und erfreut an. »Unsere Tochter? fragten sie: Unser Rösli? Aber wo ist sie denn?« — Da trat das Mädchen hinter der Hecke hervor. Der Alte erblickte sie zuerst. »Ei, ei, rief er, schau doch, Mutter, schau, da ist sie — ist es wahr, Rösli?« Und die Freude über die gute Handlung seiner Tochter glänzte aus seinen Augen. Die Mutter aber eilte auf ihr Rösli zu, und küßte es lächelnd mit den Worten: »Warte du schelmisches Kind, warum verbargst du dich hinter der Hecke? Etwa gar, um dein Lob zu hören?« Dann aber sprach sie im Ernst und gerührt: »Rösli, du hast gut gehandelt. Du machst deinen Eltern Freude und Ehre. Du zeigst vor aller Welt, daß du fromm und menschenfreundlich erzogen wirst. Vater Beatus, wenn

ich es ihm erzähle, wird mit dir zufrieden seyn. Ich freue mich recht darüber; und die Engel im Himmel freuen sich noch mehr. Heute Nacht wirst du sanft schlafen und recht süß träumen; denn die heiligen Engel werden um dein Lager seyn. Du aber darfst dich am meisten freuen, Rösli; denn der Herr wird dich segnen, wenn du in der Tugend zu wandeln fortfährst.«

Nun ermahnte Leuthold, man sollte in die Hütte gehen; es könnte die rauhe Herbstabendluft der Frau und ihrem Kinde gar leicht schaden. Die Zuschauer hatten sich nach dem Gesange allmählich zerstreut, und waren in ihre Wohnung zurückgekehrt, unter vielen neugierigen Fragen, wer wohl die arme Frau mit dem schönen Kinde seyn möge?

Gertrud nahm nun Theodora bei der Hand, und führte sie in das Haus; Rösli folgte mit dem kleinen Otto. Leuthold aber war der Letzte. Er sah noch gegen die Alpe hin, ob keine Wolke sich sammle, und ein schönes Wetter zum morgigen Fest sich hoffen ließe. Da er keine sah, schloß er freudig die Thüre, mit den frommen Worten: »Herr, schütze du das Haus in der Nacht!«

Neuntes Kapitel.

Der Aelpersund.

Da noch kaum die Morgendämmerung durch das Fenster von Theodora's Schlafkämmerlein blickte, war sie schon vom Bette aufgestanden, und kniete mit Otto in einem Ecke, um dem lieben Gott für die süße Ruhe der Nacht, die sie schon so lange entbehrten, kindlich zu danken. Sie hatte sich vergangenen Abend mit den braven Hausleuten und ihrer Tochter recht gut unterhalten, und war erst gegen Mitternacht hin schlafen gegangen. Die erquickende Abendmahlzeit, und mehr noch die Freundlichkeit, mit der sie ihr gereicht wurde, hatte sie erheitert. Otto aber vergaß bald die Beschwerden der wochenlangen Fußreise, und war in der Gesellschaft dieser Leute gar nicht schüchtern.

Jetzt, wie sich Beide vom Gebete erhoben, trat Leuthold festlich gekleidet in die Kammer. Er hatte zuerst nur bei halbgeöffneter Thüre sich sehen lassen. Da er aber merkte, daß sie schon wach waren, rief er sogleich: »Nun, liebe Frau, ward ihr zufrieden mit dem Nachtlager? Ich meine, ihr sollet gut geschlafen haben. Wir plauderten gestern recht lange. Dacht' ich doch selbst nicht daran, daß es spät in der Nacht war. Zudem hat euch die Reise müde gemacht. Und

du, lieber Kleiner, sprach er zu Otto, siehst heute so munter aus, wie ein Vögelein im Frühling. Warte nur, du wirst gerne bei uns seyn. Heute gibt es genug Unterhaltung für die Jungen.« Otto lief hinzu und küßte ihm, wie sehr er sich auch sträubte, die Hand. Theodora dankte von Herzen für alles Empfangene.

Leuthold ließ sie nicht lange reden, sondern zeigte gen Himmel und sagte: »Danket nur dem da oben, von dem ich selbst Alles habe, was ich euch geben kann. — Doch höret, fuhr er fort, ihr dürft uns heute noch nicht verlassen. Seht ihr nicht, daß ich im Feiertags-Wams dastehe? Wir halten den Aelpersund. Rösli zwar hat euch zu diesem Feste schon eingeladen; doch ich selbst wiederhole jetzt feierlich die Einladung. Ihr könnt an diesem Freudentage mit eurer Mandoline eine Hauptrolle spielen. Alle Leute werden eurem Gesange mit Frohlocken zuhören; und ich sehe es euch an, ihr macht den Leuten gerne Freude.«

Theodora konnte nicht anders, als mit gerührtem Herzen seinen einladenden Worten zusagen. „O ihr guten Leute, antwortete sie, läge es doch in dem Willen Gottes, daß ich die Tage meines Lebens in diesem freundlichen Thale, in der Nähe so gutherziger Menschen zubringen dürfte, — wie wollt' ich ihm danken, von dem jede gute Gabe kommt, und wie gefaßt und ruhig wollt' ich werden, wenn ich auch in diesem Leben ganz froh seyn kann. Da ihr es also selbst verlangt, bleib' ich während des Festes gerne bei euch, und will an euren Freuden Theil nehmen, so viel es mir möglich ist. Doch, lieber Mann, ihr verzeiht mir,

wenn ich euch nichts Fröhliches singen kann. Ach, seit einer fürchterlichen Nacht, die über mich verhängt war, in der ich Alles, Alles verloren, bring' ich keinen einzigen fröhlichen Ton aus den Saiten meiner Mandoline hervor.«

Bei diesen letzten Worten Theodora's war der Alte besonders aufmerksam geworden. Das Erscheinen der fremden Frau in diesem Thale, die edlen Züge ihres Gesichtes, ihre reine Aussprache, an ihrem Anzuge die Spuren einer ehemals glänzenden Frauentracht, und vieles Andere, was neugierige Augen an Fremden zu sehen vermögen — war durch zwei volle Stunden der vergangenen Nacht der Gegenstand des Gespräches mit seinem Weibe gewesen. Nun aber war er eins mit sich, die fremde Frau sey keine gemeine Bürgerfrau, sondern vermuthlich von adelichem Geschlechte, und man müsse ihr mit aller Achtung begegnen. Doch ließ er sich für dießmal von seiner Vermuthung nichts anmerken. »Wenn ihr, sprach er, auch keine fröhlichen Lieder singt, so singt ihr doch fromme Lieder; und dieß ist allen Leuten im Thale recht nützlich. Dadurch werden sie mitten in ihrer Freude an Den erinnert, der seinen Segen ausgegossen hat über ihre Heerden, Wiesen und Weinberge, und dadurch der Urheber des heutigen Freudentages ist.«

Nun führte er Theodoren und Otto herab in die Stube. Da war Alles, was Hände hatte, mit Zubereitungen auf das Fest beschäftigt. Das ganze Haus wurde mit dunkelgrünen Tannenästen verziert, und darunter prangten rothe und gelbe Herbstblumen und Kränze von Eichenlaub. Die Linde vor dem Hause

war mit Bändern von allen Farben behängt, und überall an den Zweigen herum glänzten rothgelbe Aepfel und blaue Trauben. Der freie Platz unter der Linde war mit Epheu und Ringelblumen bestreut, und von da an bis an die Hausthüre standen zu beiden Seiten junge Tannenbäume, unter denen Tische und Bänke von Tannenholz befestigt waren.

Als Gertrud Theodoren über die Stiege herabkommen hörte, trat sie aus der Küche sogleich in die Hausflur, und entschuldigte sich, weil sie der vielen Arbeit wegen nicht schon längst sich nach ihr umgesehen hätte. Theodora aber beruhigte sie mit den freundlichsten Worten, und ging sogar mit in die Küche, um ihr zu den vielen Geschäften dienstbare Hand zu bieten. — Otto aber sprang mit Rösli auf den freien Platz unter die Linde, und half Kränze flechten und Blumen streuen.

Nach Verlauf einer Stunde waren schon sehr viele Leute versammelt. Auf allen Wegen und Wiesen, und von den Gebirgshütten herab eilten sie festlich gekleidet herbei. Der Alte mit seinem Weibe bewillkommte Alle auf das Freundlichste, und hieß sie unter den Tannenbäumen Platz nehmen. Es war gar lieblich, die Leute so vertrraulich untereinander zu sehen. Der Hirte gesellte sich zum Winzer, der Winzer zum Gemsenjäger. Jeder erzählte dem Andern von den Ergebnissen des Jahres, und Alle kamen am Ende darin überein, daß der Herr sie wiederum reichlich gesegnet, und für den bevorstehenden Winter gesorgt habe.

Als sie aber die fremde Frau mit dem Knaben bemerkten, gingen von Mund zu Mund leise Fragen,

wer wohl die neuen Gäste seyn könnten, die der Nachbar zum Feste geladen; woher sie kämen, und wohin sie reisten. Sie getrauten sich nicht den Hausvater zu fragen. Rösli aber erzählte ihnen endlich, sie habe erst gestern Abends die Frau und das Kind oben am Gebirgswege müde angetroffen und mit nach Hause gebracht.

Theodora's Betragen gefiel Allen ungemein. Sie ging voll Anstand unter den Reihen der Landleute herum, und grüßte sie mit ungezwungener Freundlichkeit. Ach, sie erinnerte sich mit Wehmuth an die Freudenfeste unter den Kastanienbäumen ihres Schlosses. Besonders lange unterhielt sie sich mit den Alten des Thales, die ihre Leutseligkeit nicht genug rühmen konnten. Otto aber spielte mit den zum Feste gekommenen Knaben so froh und heiter, wie einst im Schloßhofe von Waldbergen.

»Nun, sprach Leuthold, da er alle Gäste versammelt sah, nun fehlt nur noch der fromme Vater Beatus. Er versprach mir, als ich ihn neulich besuchte, ganz gewiß, daß er beim Feste nicht fehlen werde. Dem Greisen wird der Weg über den Felsen wohl beschwerlich fallen. Krank wird er ja doch unterdessen nicht geworden seyn.«

»Das, sprachen Alle, wolle Gott verhüten.« Einige aber, die gegen den Hügel hinsehen konnten, standen in dem Augenblicke auf, und riefen: »Sehet hin, er kommt. Dort steigt er herab; laßt uns ihm entgegeneilen.« — Jung und alt erhob sich; Knaben und Mädchen sprangen voraus, und bestreuten den Weg mit Blumen. Dann kamen Leuthold und Gertrud;

Rösli aber führte Theodoren und Otto. An diese reihte sich der ganze freundliche Zug der Landleute.

Am Steg, der über den Wiesenbach führte, begegneten sie dem ehrwürdigen Vater. Da riefen Alle, wie aus einem Munde: »Willkommen! Willkommen!« und schwangen die Hüte hoch in der Luft. — Beatus sah über sie hin mit einem Blicke, in dem der freundlichste Gruß lag. Den Hausleuten aber bot er traulich die Hand, und sagte: »Nun, wir wollen heute fröhlich seyn im Herrn. Denn er selbst scheint an unserm Feste Wohlgefallen zu haben, da er uns so einen heitern Herbsttag gibt.«

Auf einen Wink der Mutter führte Rösli die fremde Frau mit dem Knaben aus dem Zuge hervor. Beatus erkannte im ersten Augenblicke aus Theodora's edler Gestalt, daß sie wohl eine unglückliche Rittersfrau sey. »Nun, lieber Hausvater, sprach er lächelnd, ihr habt für dieses Jahr, wie ich sehe, ein paar neue Gäste.« Zugleich erkundigte er sich, wie sie in dieses Thal gekommen. Und da Theodora voll Dankbarkeit Rösli's Mitleid und Menschenfreundlichkeit erzählte — nahm der Greis Rösli freudig bei der Hand, und segnete sie mit dem Gebete: »Herr, erhalte das gute Kind fortwährend in deiner Gnade, und laß es so fromm wandeln sein Leben lang!«

Nachdem der Zug unter der Linde angekommen war, stellte sich Beatus in die Mitte, und sprach mit feierlicher Stimme: »Ihr lieben Leute, da euch die Vaterhuld Gottes auch in diesem Jahre reichlich gesegnet, weßwegen ihr heute dieses Freudenfest halten könnt, so müssen wir vor Allem mit kindlich gerührtem

Herzen ihm danken. Immer sey es unser erstes Geschäft und unsere erste Freude, an den zu denken, der der Urheber alles Guten ist. Kein Vergnügen ist rein, wenn man sich nicht dabei erinnert, daß Gott es gegeben. Darum lobet ihn, und danket ihm, und bittet ihn auch fernerhin um seinen Segen. Dann möcht ihr fröhlich seyn den ganzen Tag hindurch.«

Der fromme Vater hatte noch nicht ausgeredet, so kniete schon die Schaar der Landleute auf dem Wiesenanger umher, und stimmte ein Lied zum Lobe Gottes an. Darein erschallten vom Hügel herab Schalmeien, Flöten und Waldhörner, und auf einem in einiger Entfernung von der Linde errichteten Dankaltare loderte eine helle Flamme, in die schöngezierte Knaben und Mädchen Weihrauch schütteten. — Am Ende des heiligen Liedes fügte Beatus hinzu: »Herr, erhöre gnädig das Gebet deiner Kinder, und gib ihnen deinen Segen!« — Alle sprachen: »Amen!« und erhoben sich von der Erde.

Jetzt begann das Freudenfest. Von Allem, was das Jahr gespendet hatte, stand das Allerbeste auf dem Tische: Ein gutgebratenes Lamm, dann ein junges, schmackvolles Gemsböckchen, die schönsten Birnen, Aepfel und Trauben in schneeweißen Schüsseln. Guter, alter Wein war im Ueberflusse vorhanden. Alle ließen es sich trefflich schmecken; Alle waren untereinander, wie Geschwisterte. Die Jugend war besonders munter und aufgeräumt; und die Alten sahen es mit Vergnügen, wie sich ihre Kinder so unschuldig unterhielten.

Vater Beatus aber hatte sich gleich im Anfange

in die Nähe der fremden Frau gemacht. Mehr als an Allem fand er an den Gesprächen, die er mit ihr führte, Vergnügen. Sie erzählte ihre lange, beschwerliche Reise. Beatus war dabei sehr gerührt; unterließ aber nicht, ihr Muth einzusprechen und Vertrauen auf Gott, der seine Kinder nur prüfe, aber nicht verlasse.

Da unterbrach sie in ihren Gesprachen eine ländliche Musik, die von der Linde her ertönte. Die Alten riefen: »Nun fängt der Reigen an!« und eilten hin, um Zuschauer zu seyn. — Hier war Alles schon in der größten Regsamkeit. Knaben kletterten auf Baumäste, um den herannahenden Zug recht beschauen zu können. Die Mädchen aber hatten sich, weiter davon entfernt, am Hügel herum gelagert.

Nun erschienen die Tanzenden. Hirten und Hirtinnen, alle schneeweiß gekleidet, und grüne Bänder in die Haare geflochten, hatten die schönste Kuh aus der Heerde des Hausvaters mit Blumen geziert, und führten sie frohlockend unter die Linde. Ihre Hirtenstäbe waren mit Ephen umwunden, und auf ihren Hüten ragten hohe Sträuße von Gebirgsblumen. Unter der Linde hielten sie einen ländlichen Tanz. Dann zogen sie sich langsam an der Hüte hinüber, und verschwanden aus den Augen der Zuschauer.

Jetzt kam ein zweiter Zug. Es waren Winzer und Winzerinnen, grün gekleidet und mit rothen Bändern geziert. Zwei trugen in ihrer Mitte einen Korb voll gelber und blauer Trauben. Die Jünglinge hatten ihre Rebmesser mit Blumen umschlungen; die Jungfrauen aber schwangen Kränze von Reblaub. Wie sie

unter der Linde ihren Tanz vollendet hatten, verloren sie sich auf dem nämlichen Wege, wie die Vorigen.

Nun aber ließ sich noch ein dritter Zug sehen. Das aus der Ferne tönende Jagdhorn gab sogleich zu erkennen, daß es Gemsenjäger und Jägerinnen seyen. Ihre graue Jagdkleidung war mit gelben Bändern eingefaßt, und ihre Hüte prangten mit bunten Federn von Gebirgsvögeln. Voran trug ein rüstiger Junge über den Schultern einen erlegten Gemsbock. Die Jünglinge schwangen ihre mit Eichlaub geschmückten Armbrüste frohlockend in die Höhe, und schoßen von Zeit zu Zeit Pfeile ab, die ihnen die tanzenden Jungfrauen darreichten. — Endlich waren auch diese vorübergezogen; und die Leute hatten allmählich unter den Tannenbäumen wieder Platz genommen.

Da näherte sich die Hausfrau leise Theodoren, und bat sie recht zutraulich, in einem Liede sich hören zu lassen. Theodora, gerührt durch die Theilnahme, die sie unter diesen Leuten genoß, und aufgemuntert im Vertrauen auf Gottes Vaterhuld, sanfte Ruhe in der Seele und in den Zügen ihres Antlitzes, sang zum wohlklingenden Spiele der Mandoline das Lieblingslied ihres Gatten:

„Wie Er die Sterne am Himmelszelt
Mächtig in ihren Bahnen hält;
Wie Er den unzählbaren Sand
Zählet und kennt am Meeresstrand:
Also verläßt Er die Menschen nie,
Kennt ihre Noth und sorgt für sie.“

Während des ganzen Liedes herrschte ringsum eine feierliche Stille. Aller Augen waren auf die Sän-

gerin gerichtet. Eine allgemeine Rührung sah aus allen Gesichtern. Vater Beatus aber saß wie verklärt da. Seine Gedanken schienen in einer verhängnißvoll entschwundenen Zeit zu leben. Thränen auf Thränen rannten über die weißen Barthaare an der Brust herab. Sein Blick war bald auf die Frau, bald an den Himmel gerichtet. Niemand getraute sich, ihn aus dieser feierlichen Stimmung zu wecken. — Endlich, da sich die Leute schon wieder zu ihren ländlichen Spielen auf den Wiesenanger begeben hatten, und nur mehr Theodora mit einigen alten Männern bei ihm saß — erwachte er aus seinem Gedankentraume, und wiederholte mit lauter Stimme die letzten Worte des Liedes:

„Also verläßt Er die Menschen nie,
Kennt ihre Noth und sorgt für sie.“

»Ja, ehrwürdiger Mann, erwiederte Theodora, jedes dieser Worte enthält Wahrheit, heilige Wahrheit. Das fühle ich seit gestern, wie noch nie. In meinem Elende rief ich zu ihm, er hat mich und mein Kind nicht verlassen. Er wird auch ferner für uns sorgen. Dieses Lied hat mich schon oft im Vertrauen auf ihn gestärkt. Auch künftig in jeder Noth will ich es singen.«

»Liebe Frau, sprach Beatus, wenn ihr wüßtet, welch einen Eindruck dieses Lied auf mich gemacht, ihr würdet Mitleid mit mir, aber zugleich Freude haben. Einst hört ich es gerne singen, und sang es auch selbst gerne. Jetzt, wenn ich es singen höre oder selbst singe, erweckt es traurige Erinnerungen in meiner

Seele. Und dennoch wird mir am Ende des Liedes so wunderbar wohl, und es ist mir, als würd' ich es einmal noch freudiger singen, wie jemals. Seht, so ist es mir jetzt wieder. Eine stille Heiterkeit strömt durch mein ganzes Wesen. Ihr habt mich durch euren Gesang seltsam überrascht. Ich fühle mich an euch gezogen, als wenn ihr meine Tochter wäret. Wer dieses Lied singen kann, den möcht' ich voll Freude umarmen. O wie froh wäre ich, wenn ich von Zeit zu Zeit einen Menschen hätte, der mich in traurigen Stunden durch dieses Lied erheitern könnte.«

»Und wie froh, erwiederte Theodora, wär' ich, wenn ich anderswo auch so gute Menschen träfe, wie hier. Nun aber verlaß ich dieses Thal; und wer weiß, wo ich noch überall herumirren muß? Mit Thränen werd' ich weiter ziehen; schwer wird der Abschied seyn. Denn mir war hier, als wär' ich in meiner Heimath.« — »So habt ihr denn, fragte Beatus, kein bestimmtes Ziel eurer Reise?« — »Ach, erwiederte Theodora unter Thränen, heute weiß ich nicht, wo ich morgen bin; und morgen weiß ich nicht, wohin ich wandern soll.« — »Und möchtet ihr, fragte Beatus weiter, in diesem Thale bleiben?« — »Nirgend, sprach Theodora, wäre mir so wohl, wie unter euch. Das ist mein sehnlicher Wunsch, hier ein stilles Leben führen zu können, mit den Leuten zu arbeiten, Leid und Freud' mit ihnen zu theilen, bis es der Herr einmal anders macht, wenn es in seinem heiligen Willen liegt. Doch lieber Vater, wie soll mein Wunsch in Erfüllung gehen können, da ich eine arme Frau bin? Die Leute haben mir während der Zeit meines

Aufenthaltes schon so viel Gutes gethan; und es wäre recht undankbar von mir, wenn ich noch mehr verlangen würde.«

»Dafür laßt nur mich sorgen!« sprach Beatus, erhob sich vom Stuhle, nahm den Hausvater zu einer kleinen Unterredung auf die Seite, und kam bald wieder lächelnd zurück. — Der Hausvater aber eilte nach dem Wiesengrund, und rief die Leute zusammen. Eilig kamen sie, und umstanden den ehrwürdigen Greisen, voll Erwartung, was er ihnen zu sagen hätte. Da Alles stille war, und auf ihn sah, fing er an zu reden: Ihr lieben Leute, wie euch der Herr auch für dieses Jahr reichlich gesegnet, davon zeugt genugsam das heutige Fest. Kein Einziges von uns im ganzen Thale kann sagen: Ich habe keine Heimath, ich habe kein Brod, ich führe ein kummervolles Leben. Aber seht, die gute Frau hier, deren Thränen ihr so eben fließen seht, hat keine Heimath, und hat kein Brod, und führt ein kummervolles Leben. Wenn sie nun unser Thal verläßt, so hat sie heute Abend keine Herberge; und ist das Brod verzehrt, das wir ihr auf den Weg mitgeben, so muß sie Hunger leiden. — Der Herr aber sagt: Seyd barmherzig, und laßt eure Mitmenschen nicht in der Noth stecken. Und darum hat er euch so gesegnet; und darum hat er wohl diese Frau mit ihrem Kinde in euer Thal geführt. Wir Alle, nicht wahr, waren heute von Herzen fröhlich? Die arme Frau allein konnte nicht ganz froh seyn; der Gedanke an den Abschied von uns, und die Aussicht in eine traurige Zukunft mußte ihre Freude ver-

dunkeln. Ihr aber könnt mit einem Male jede Sorge aus ihrem Herzen nehmen. Höret, ich will euch einen Vorschlag machen. Gott hat mir ihn in den Sinn gegeben; darum merket wohl auf. Tretet zusammen ihr Alle, die ihr im Thale seyd, und baut der armen Frau ein Hüttchen. Sind viele Hände bei der Arbeit, so ist sie auch bald vollendet? Nun wollt ihr?«

»Ja, riefen Alle frohlockend, ja, mit tausend Freuden. Morgen sogleich mit dem ersten Tagesstrahl wollen wir anfangen.« — An meinem Hause, fügte Leuthold hinzu, soll die Wohnung stehen; und Alles, was zum Baue nöthig ist, gebe ich gerne her.«

»Nun, sprach Beatus, Gott segne eure Arbeit, und lasse euren Kindern das noch angedeihen, was ihr der armen Frau thut.« — Der Vorschlag des frommen Vaters hatte nun das Ende des Festes mit wahrer Herzensfreude gekrönt. »Noch nie, so lange wir denken, sagten die Alten, haben wir den Aelpersund mit einem so guten Vorsatze beschlossen, wie heuer; gewiß aber war er dem lieben Gott auch noch nie so angenehm, wie dießmal.«

Die Weiber und Mädchen traten freundlich zu Theodora, und grüßten sie als neue Einwohnerin ihres Thales. Die Knaben drängten sich um Otto und wetteiferten um die Gunst des neuen Spielgenossen. Die Männer und Jünglinge hielten mit dem Hausvater Rath über den Bau der Hütte, und maßen den Platz, wo sie stehen sollte.

Theodora wußte bei dem Allen noch nicht recht, wie ihr war. So viel hätte sie nicht erwartet. Sie fand keine Worte zum Danke, den sie den braven

Leuten, und vorzüglich dem frommen Vater darbringen wollte. Endlich löste ihr ein Thränenstrom die Zunge. Sie ging mit Otto bei Allen herum, und bot ihnen die Hand. »Ueber den Sternen, sagte sie, ist Einer, der euch vergelten wird; ich kann es nicht. Beten will ich zu ihm von Herzen, daß er euch immerhin segne.« — So war dieser Freudentag geendet. Man ging dießmal früher auseinander, als es sonst bei solchen Veranlassungen gewöhnlich war, um desto gewisser morgen in aller Frühe mit dem Bau der Hütte den Anfang machen zu können.

Während der Zeit, daß an der Hütte gebaut wurde, wohnte Theodora bei Leuthold und Gertrud, die sie zuerst so liebreich aufgenommen hatten. Sie half diesen treulich jede Hausarbeit verrichten, und war in allen Geschäften so gewandt, daß sich Jedermann darüber verwunderte. Otto aber war in kurzer Zeit der Liebling des Hausvaters geworden. Der Knabe wußte sich so kindlich an ihn zu schmiegen, und war in Allem, was er zu thun hatte, so fleißig und unverdrossen, daß ihn die Eltern im Thale ihren Kindern als Beispiel vorstellten.

Bevor noch die Tage des Spätherbstes vorüber waren, stand die Hütte fertig, ausgetrocknet, und mit allem Nothwendigeu eingerichtet. Der Tag, an dem Theodora in die Wohnung einzog, war für alle Thalbewohner ein neuer Festtag. Alt und Jung war versammelt, um sie in die Hütte zu begleiten. Alle hatten Geschenke hergerichtet. Die Hirten brachten Brod, Milch, Butter und Käse. Von den Winzern erhielt sie Trauben, Aepfel, Birnen und Wein im Ueber-

flusse. Die Gemsenjäger aber beschenkten sie mit gutem Wildfleisch und Pelzwerk für den bevorstehenden Winter. Gertrud hatte die Küche und den Herd mit den nothwendigsten Geräthschaften versehen. Die Tische und Bänke der Stube waren von Leuthold's eigener Hand verfertigt. Rösli hatte für weiße Wäsche und Betten gesorgt.

Von Allem wußte Theodora kein Wort. Als sie nun von dem ganzen Zuge der Landleute begleitet, in die Wohnung eintrat und Alles so niedlich eingerichtet, sich selbst aber mit Geschenken überhäuft sah, da konnte sie sich nimmer halten; sie sank im Angesichte Aller, die zugegen waren, auf ihre Kniee. »Herr, stammelte sie unter häufig hervorstürzenden Thränen, wie gut hast du für mich gesorgt durch die unbegränzte Liebe dieser guten Leute zu mir. O daß ich es allen Menschen zurufen könnte: vertrauet nur immer auf Gott, er verläßt euch nicht!« Dann erhob sie sich, und betrachtete freudig die vielen Geschenke; und wie sie und Otto, der vor Freude hüpfte, mit so großer Rührung einem Jeden dankten — da mußten Alle zusammen weinen.

Vater Beatus aber nahm sie lächelnd bei der Hand. »Nun, gute Frau, sprach er, seyd recht gerne bei uns, und vergeßt die Leiden, die ihr ausgestanden habt.« Zu den Landleuten aber sagte er: »Ehret und liebet die brave Frau immerhin; ihr könnet recht viel Gutes von ihr lernen!«

Theodora war in die neue Wohnung bald eingewöhnt. Es verschwanden ihr die Tage in stiller Einsamkeit und mitunter auch in manchen lieblichen Freu-

den. Die Leute waren ihr in Allem überaus zuvorkommend. Und man freute sich allgemein jetzt schon auf den Aelpersund über's Jahr hinüber, wo auch ihre Hütte mit grünen Tannenbäumen umpflanzt, und mit Blumen und Epheu geziert, und frohlockend die Ankunft der fremden Frau im Thale, wie man sie hieß, gefeiert werden sollte.

Zehntes Kapitel.

Theodora's stilles Leben.

Die Tage des Herbstes waren vorüber, und der Winter von den hohen Schweizergebirgen auch in die stillen Thäler hernieder gekommen. So weit man von Theodora's Hütte aus sehen konnte, stand die Gegend beschneit und trübe. Alle Wege lagen unter der Menge des Schnees wie begraben, so, daß kaum ein paar Wohnungen, die sich am nächsten standen, Gemeinschaft miteinander haben konnten. Leuthold mußte jeden Tag von seinem Hause aus zu Theodora's Hütte hinüber bahnen, obwohl sie nur einige Schritte davon entfernt stand.

Auf diese Weise waren alle Besuche der Thalbewohner, wie abgeschnitten. Auch der fromme Vater Beatus mußte in seiner Einsamkeit fortwährend verweilen, und nur das vom Felsen tönende Glöcklein brachte jeden Morgen und Abend den Landleuten die

fröhliche Nachricht in das Thal herab, daß er lebe und sich wohl befinde.

Theodora wußte sich die trüben Tage des Winters in ihrem einsamen Stübchen dennoch angenehm zu machen. Sie hatte sich, bevor der Winter im Thale angelangt war, mit Allem versehen, was sie zu weiblichen Arbeiten nöthig hatte. Wenn sie mit den Verrichtungen in ihrem kleinen Hauswesen fertig war, beschäftigte sie sich mit Stricken, Nähen, Sticken und Spinnen. Denn, dachte sie, kommt der Frühling heran, so verkaufe ich die feinen Arbeiten in den Gebirgsstädten, und um das Geld, das ich dafür erhalte, kann ich wieder auf lange Zeit für mich und meinen Otto Brod kaufen.

Die liebsten Stunden im Tage waren ihr diejenigen, in denen sie ihrem Otto Unterricht und Lehren ertheilte, durch deren Beherzigung er zu einem braven, frommen und gebildeten Jünglinge heranwachsen würde. Mitten unter der Arbeit ließ sie keine Gelegenheit vorüber, Keime frommer Gesinnungen in sein Herz zu pflanzen, die in Zukunft wachsen, blühen und Früchte tragen sollten. In den langen Winternächten unterrichtete sie ihn auch im Spiel der Mandoline, zu der er eine außerordentliche Freude zeigte, so, daß er sie bis gegen den Sommer hin schon ziemlich gut zu spielen verstand. Sie lehrte ihn dabei fromme Lieder singen: von der Allmacht Gottes, von seiner unendlichen Liebe zum Menschengeschlechte, von der standhaften Ausdauer im Leiden, von dem ewigen Leben, und noch viele andere. Auch im Lesen und Schreiben hatte der Knabe in Kurzem sehr gute Fortschritte

gemacht. Leuthold, der dem Unterrichte oft beiwohnte, konnte sich nicht genug darüber verwundern; und Gertrud sagte halb im Scherz, und halb im Ernst: »Otto muß in unserm Thälchen einmal gar noch Vogt werden. Er kann ja wunderschön lesen; viel schöner, als unsere Alpensänger, die kaum einige Lieder zu lesen verstehen. Schreiben kann er auch trotz einem Gelehrten; und überdieß versteht er Musik.«

Die außer diesen Beschäftigungen noch übrige Zeit der kurzen Wintertage brachte Otto mit Korbflechten und Käfigmachen zu. Der Hausvater hatte ihn mit Freuden diese Kunst gelehrt, die zur Winterszeit, wenn die Heerden zu Hause sich aufhielten, auch seine Beschäftigung war. Die Körbe wollte Otto, sobald der Frühling käme, in den umliegenden Orten verkaufen. Die Käfige aber behielt er für sich. Denn die Gemsenjäger hatten ihm versprochen, sie wollten ihn zum Falkenfange auf die Gebirge mitnehmen, und ihm zeigen, wie sich diese Vögel zum Gebrauche auf Jagden herrlich abrichten ließen. Der Knabe konnte es kaum erwarten, bis der Frühling heran nahte. — Endlich schmolz allmählich der Schnee, und hie und da ließ sich schon ein Fleckchen Grasboden sehen mit einigen Primmeln und Märzblümchen. Das war allenthalben eine große Freude. Man konnte nun wieder zusammen kommen, und die Leute grüßten sich, wie wenn sie über Land gewesen wären.

Am dritten Frühlingstage kam auch der fromme Vater Beatus von seinem Felsen herab, und nahm Einkehr in Theodora's Hütte, um sich zu erkundigen, wie sich bei ihr der Winter angelassen habe. Er

brachte dießmal den Fährmann Klaus mit sich, den er überall als einen braven, biedern Jüngling vorstellte. Klaus grüßte Alle so freundlich, als wenn er schon längst mit ihnen bekannt wäre. Er machte der edlen Frau und den Hausleuten die ersten Veilchen zum Geschenke, die er am Fuße des Berges gepflückt hatte. Auch Rösli erhielt Veilchen. Sie lächelte und steckte die duftenden Blümchen oben in das rothe Band ihrer Schürze. Von nun an kehrte Klaus öfter im Thale ein, und war bei allen ländlichen Festen, wo seine unschuldigen, angenehmen Unterhaltungen nimmer fehlen durften.

Nachdem der Schnee vollends geschmolzen war, schickte sich Theodora an, ihr Gärtlein umzuarbeiten, und Gertrud und Rösli halfen ihr dabei treulich mit. Otto aber bestieg mit den Gemsenjägern die hohen Gebirge, und fing aus den großen Felsennestern die jungen Falken, die er in kurzer Zeit vorzüglich gut abzurichten verstand. Oder er zog mit seinen Körben, die er auf einen Karren geladen hatte, und mit den feinen Arbeiten seiner Mutter in die umliegenden Dörfer und nahen Gebirgsstädte, und brachte oft am Abende reichlichen Erlös der verkauften Sachen nach Hause, worüber die Mutter eine große Freude äußerte. Einmal jedoch brachte er gar kein Geld, obwohl er ziemlich viele Körbe verkauft hatte. Das ging aber so zu.

Als er Abends nach Hause kehrte, in den süßen Gedanken vertieft, daß er die Sorge der Mutter nun wieder auf einige Tage entfernen könne — hörte er mitten im Walde, durch den ihn der Weg führte,

einige Schritte seitwärts ein klägliches Gewimmer. Anfangs erschrack er; bald aber fiel es ihm ein, das könnte die Stimme eines Reisenden seyn, dem ein Unfall begegnet wäre, und der menschlicher Hilfe bedürfte. »Ich will doch einmal sehen!« sagte er zu sich selbst, und ging auf die Stelle zu, woher er das Klagegestöhn vernommen. Unter einer Fichte lag ein junger Mann von etwa sechs und zwanzig Jahren, der seine wunden Füße mit kühlen Blättern strich, und dabei weinte. »Was fehlt euch, armer Mann?« fragte Otto mitleidig, indem er neben ihn hinkniete. »O Gottlob, daß ich nur einmal einen Menschen sehe, erwiederte der Fremde; ich glaubte schon hier verschmachten zu müssen. Ich habe den ganzen Tag keinen Bissen Brod gesehen, viel weniger gekostet. Der Hunger quält mich wohl recht heftig. Doch wanderte ich immer muthig fort, in der Hoffnung, bis gegen Abend eine Herberge zu erreichen. Nun aber habe ich meine Füße wund gegangen. Sie schmerzen mich so sehr, daß ich keinen Schritt mehr weiter wandern kann. Ich weiß mir gar nicht zu rathen. Die Angst, hier im schaurigen Walde übernachten zu müssen, hat mir Thränen ausgepreßt. Ach, guter Junge, hilf mir, wenn du mir helfen kannst.«

»Ich danke Gott, daß ich es kann, sagte Otto, langte das Brod aus seiner Tasche, das ihm die Leute, an die er die Körbe gewöhnlich verkaufte, geschenkt hatten. Ich bin arm; doch ich sehe, ihr seyd noch ärmer, als ich. Da nehmet und eßt, während ich euch die Wunden verbinde.« Nun stund er auf, suchte große Blätter von der kühlenden Wundpflanze,

legte sie auf die wehen Stellen, und band sein Sacktüchlein darüber. Der Fremde sah ihn mit großen Augen an. Er meinte, so einen guten Menschen gäbe es nicht; der müsse ein Engel seyn. Er wollte dem Knaben die Hand küssen; allein dieser zog sie zurück und lächelte. Denn er sah mit Wohlgefallen, daß der Fremde nicht mehr weine. — Wie es nun darauf ankam, den Kranken von der Stelle zu schaffen, und ihn in eine Nachtherberge zu bringen, stand Otto eine Weile nachdenkend da, und wußte sich nicht zu helfen. Bald aber rief er freudig: So ist's! »Ich hab's gefunden!« und holte seinen Karren herbei, den er am Wege hatte stehen lassen. Als der Fremde merkte, was er im Sinne habe, sagte er: »Ach, so geht es nicht; das wird dir zu schwer werden.« »Seyd ruhig,« entgegnete Otto, in das nächste Dorf haben wir nur mehr eine halbe Stunde Weges. Bis dorthin« — — und er nahm nun alle Kräfte zusammen, um den Fremden auf seinen Karren zu bringen, aber voll Vorsicht, damit er die wunden Füße nirgend anstoße.

Anfangs ging die Fahrt gut von Statten. Allein später mußte Otto wohl hundertmal ausruhen. Endlich erreichte er das Dorf. Vor der Thüre der ersten Hütte, die einem gutherzigen Landmanne gehörte, hielt er an, und bat für den Fremden um eine Herberge nur auf so lange Zeit, bis die wunden Füße geheilt wären. Er erhielt, um was er bat, und führte ihn in das Haus ein. Beim Abschiede drückte er ihm noch die etlichen Groschenstücke, die er den Tag über für seine Körbe gelöst hatte, in die Hand, und eilte, bevor

sich dieser von seinem Erstaunen erholen und ihm danken konnte, aus der Hütte, um vor Einbruch der Nacht seine Heimath zu erreichen.

Als er über Leuthold's Wiesengrund wandelte, und sein Hüttchen in der Nähe sah, wurde es ihm doch ein wenig bange, weil er seiner lieben Mutter weder Brod noch Geld bringen konnte. Und als ihm die Mutter entgegeneilte, und ihn lächelnd fragte: »Nun, lieber Sohn bringst du uns wieder etwas zu leben?« da fing er laut an zu weinen. »Gott, warum weinst du? Ist dir ein Leid begegnet?« rief die Mutter besorgt und ängstlich. Otto erzählte nach und nach die ganze Geschichte mit dem Fremden, während welcher Theodora tausend Thränen der Freude vergoß. Am Ende umarmte sie ihn, und sprach: »Gut, recht gut, mein lieber Otto! — Ich bin mit dir ganz zufrieden. Eine größere Freude hättest du mir nicht machen können, und wenn du tausend Juwelen mit nach Hause gebracht hättest. Die etlichen Groschenstücke, die du dem Armen gegeben, wird der Herr segnen, und dir mit reichlichen Zinsen wiedergeben. Und wenn dieß auch nicht der Fall ist, so hast du in dem Bewußtseyn, einem dürftigen Mitbruder geholfen, und dadurch eine deiner ersten Pflichten erfüllt zu haben, Lohn genug.«

Theodora konnte, überwältigt vom süßen Gefühle einer neuen Mutterfreude, diese gute Handlung ihres Sohnes den Hausleuten nicht verhehlen, von denen sie im Voraus wußte, daß sie eine eben so große Freude hätten, wie sie selbst. Von den Hausleuten erfuhren es gar bald die Nachbaren, und Alle sagten gerührt:

»Dem Knaben muß es noch ein Mal recht wohl ergehen. Denn der liebe Gott läßt das Gute nicht unbelohnt.«

So verging der Sommer und Herbst, und ein Jahr um das andere. Für die Leute aber war der Aufenthalt der edlen Frau in ihrem Thale von größtem Nutzen. Denn sie unterrichtete die Mädchen in Allem, was für das Hauswesen passen, und ihnen für die Zukunft irgend einen Vortheil gewähren konnte. Die Knaben aber gewannen im Umgange mit Otto an Leutseligkeit und jugendlichem Anstande. Diesen Segen erkannten die Eltern gar wohl, und sprachen oft untereinander: »Laßt uns doch die gute Frau nie mit einem Worte, vielweniger durch irgend eine That beleidigen, damit sie für immer bei uns bleibe, und wir auch dann noch, wenn sie der liebe Gott wird heimgeholt haben, auf ihrem Grabe ihr Andenken feiern können.«

Eilftes Kapitel.

Thätiges Mitleid — ein süsses Labsal für den Leidenden.

Während Theodora und Otto in dem stillen Schweizerthälchen ein einsames, zurückgezogenes Leben führten — schmachtete der Graf von Waldbergen in einem finstern und dumpfen Gewölbe auf Felsenheim, in das Ritter Dietrich ihn eingekerkert hatte. Es befand sich im dritten Stockwerke des Schlosses. Eine

einzige kleine Oeffnung durch die ungeheuer dicke Felsenmauer ließ gerade so viel Tageslicht in den Kerker fallen, daß der Graf die Schrecknisse seines Aufenthaltes erkennen konnte. Die Wände waren schwarz, feucht und mit Moos bewachsen; das Gewölbe kaum so hoch, daß ein Mann von mittlerer Größe aufrecht stehen konnte. In der einen Ecke war eine Bank und ein Tisch von Stein, worauf des Grafen Nahrung, Wasser und Brod, gestellt wurde. In der andern Ecke lag ein Bündel Stroh, das ihm zum Nachtlager diente. Schwere eiserne Ketten drückten seine Hände und Füße. Seine Wangen waren blaß und eingefallen, und die Augen von vielem Weinen geröthet. Doch ertrug er all dieses Elend standhaft und geduldig. »Ach, sprach er oft schluchzend, was sind die Leiden des Kerkers gegen meinen innern Gram, mit dem ich den Verlust meiner Gattin und meines Sohnes beweine? Wie gerne wollte ich euch, ihr schweren Ketten tragen, wenn ich wüßte, ob die Geliebten noch leben, ob sie frei und ohne Verfolgung ihrer Feinde an einem sichern Orte sich befinden. Wie gerne wollt' ich auf diesem verfaulten Stroh meine schlaflosen Nächte zubringen, wenn mir Jemand sagen könnte: »Deine Gemahlin und dein Sohn ruhen auf einem weichen Lager.« Wie süß würdest du mir schmecken, schwarzes Brod, wenn ich wüßte, daß Theodora und Otto nicht hungern dürfen. So aber leide ich ein zweifaches Leiden. Meine Seele ist niedergebeugt; und mein Leib ist schwach und verzehrt. Ach, was wird es noch mit mir werden? Wenn ich nur einen einzigen Menschen hätte, der mich trösten könnte. Doch, was ist Menschentrost? Zu

dir will ich mich wenden, ewiger, gütiger Gott. Du hast mich noch jedes Mal aus meinen Drangsalen herausgeführt. Du wirst auch dießmal meinem Leiden ein Ende machen. Wenn ich mich der vielen Gefahren, die mich von Kindheit auf bedrohten, erinnere; wenn ich bedenke, wie väterlich und weise du mich beschützt und geleitet — dann erhebt sich in meinem Herzen das festeste Vertrauen auf deine Erbarmungen. Und ich fühle in heiliger Anbetung, daß du mir auch im Kerker nahe bist, und deine heiligen Engel mich beschützen.«

So betete er oft Stunden lang auf seinen Knieen, und suchte im Gebete Trost und Beruhigung. — Manchmal war es ihm gerade, als wenn Gattin und Sohn schon längst heimgeholt wären in's liebe, ewige Vaterland. Und dann wünschte er sich nichts sehnlicher, als den Tod, um unzertrennbar und auf ewig bei ihnen seyn zu können. Hie und da aber leuchtete ihm die Hoffnung, daß sie noch leben, und er sie wieder sehen werde.

Am liebsten unterhielt er sich in der Einsamkeit seines Kerkers mit der Landschaft von Waldbergen, die Theodora gestickt, und ihm in jener Nacht, da er vom Kampfe zurückgekehrt war, überreicht hatte. Er trug dieses Bild sammt der goldenen Kette, die er im Turniere erhalten, beständig in den Falten seines Kollers, damit Niemand dessen gewahr würde. Nur wenn er sich vom Burgwart ganz sicher wußte, zog er es hervor, hob es an die Tagesstrahlen, die durch das Gitterloch des Kerkers hereinschienen, und betrachtete es lange. »Theure Gemahlin, sprach er, und Thränen flo-

ßen über seine blassen Wangen, du hattest wohl nicht gedacht, als du dieses Bild verfertigtest, daß es einst noch zur Linderung meiner Qual im dunkeln Kerker dienen würde. Wie treu die hohen Thürme nachgezeichnet sind! Hier ist der Schloßgarten, da der Schloßhof, in dem ich in mancher stillen Sommernacht mit Gattin und Sohn gestanden, und die Allmacht des Unendlichen bewundert habe. Hier ist die Altane des Schlosses. Wie wohl war mir, wenn ich nach langen, langen Wintertagen die erste Frühlingsstunde darauf zubringen konnte. — Da sind die Fenster meines Wohnzimmers. Ach, ihr stillen, häuslichen Freuden, die ich am Kamine genoß, wo seyd ihr hingeschwunden? Theodora! Otto! Wo seyd ihr?« — So rief er oft und lang, wenn er durch wehmüthige Rückerinnerungen den Schmerz und die Sehnsucht bis auf's Höchste erregt hatte. Endlich machte ein Thränenstrom seinem gepreßten Herzen Luft. Er lehnte sein Haupt an die feuchte Kerkermauer, und weinte ganze Nächte durch. Nach und nach hatte sich der Schmerz in ein wehmüthiges Verlangen nach Freiheit umgewandelt; und er saß oft Tage lang am Eisengitter, und sah weinend in die liebliche Natur hinaus. Wenn ein Vogel draußen vorbeiflog, schaute er ihm nach, so weit er konnte. »O hätt' ich deine Flügel, glückliches Geschöpf, seufzte er; du bist frei, und der ganze weite Raum unter Gottes schönem Himmel ist dein Aufenthalt.« Wenn vom diesseitigen Ufer des Rheins, das er eben noch mit dem Auge erreichen konnte, ein Schiff abfuhr, und sanftwiegend am Gesträuche vorbeischwamm, so streckte er unwillkührlich beide Arme durch das Gitter,

und rief schluchzend, so laut er konnte: »Warte, warte, liebes Fahrzeug! Nimm mich mit dir! Führe mich an's jenseitige Ufer! Wie, du hörst mich nicht? Du willst mich nicht hören? So fahre hin! Fahre hin! Und wenn du wieder zurückkehrest, so bringe den Tod für mich!« Er schaute dem Schiffe noch lange nach, bis es immer kleiner und kleiner ward, und er es endlich von den Wellen nicht mehr unterscheiden konnte.

So vergingen zwei Jahre. Da sandte der liebe Gott eine süße Linderung seiner Leiden, und machte ihm den Aufenthalt im Kerker erträglicher. — Mathilde und Agnes waren seit jener Stunde, da die Burgwartin ihnen den Namen des Gefangenen entdeckt hatte, sehr um ihn bekümmert. Schon längst hätten sie bei dem Ritter um Gnade für ihn gefleht, allein sie fürchteten seinen unbändigen Zorn. Sie weinten, wenn sie allein waren, die hellen Zähren, und wünschten nur immer eine schickliche Gelegenheit, den Grafen kennen zu lernen. Lange war ihnen dieß unmöglich. Doch da sie hörten, der Burgwart müsse für den Gefangenen sorgen, und Dietrich selbst habe diesen seit der Stunde seiner Gefangennehmung noch nie besucht — ging ihnen ein Stern der Hoffnung auf. Und als Dietrich wieder einmal auf lange Zeit verreist war, ließ Mathilde den Burgwart zu sich rufen, und sagte zu ihm: »Ich weiß es, Burgwart, ihr seyd ein mitleidiger Mann, und das unverschuldete Elend eurer Mitbrüder geht euch zu Herzen. Das lobe ich an euch sehr; und ich will euch gewiß noch dafür belohnen. Ich habe erfahren, daß der Graf von Waldbergen eurer Pflege anvertraut ist; und das hat mich in der

Seele beruhigt.« Bei diesen Worten der Ritterin färbte sich das Gesicht des Burgwarts über und über mit einer dunkeln Röthe, und er stand betroffen da, als wenn er sich schämen müßte. Jene aber fuhr fort, ohne daß sie seine Verlegenheit merken wollte: »Ich habe so viel Edles und Schönes von dem Grafen von Waldbergen gehört, daß ich wirklich Lust habe, ihn in seinem Gefängnisse zu besuchen. Ihr werdet mich also dahin führen, Burgwart?« Der Burgwart schüttelte zweimal ganz bedächtig den Kopf, als wenn er gerne dagegen etwas einwenden möchte, und sich dennoch nicht getraue. »Gnädige Frau!« stotterte er endlich. »Ich verstehe euch; fiel sie ihm in die Rede, ihr fürchtet den Ritter. Doch seyd ruhig, wenn Ritter Dietrich etwas davon erfahren sollte, so wälzet alle Schuld auf mich!« — Auf diese Erklärung der Rittersfrau machte der Burgwart eine sehr tiefe Verbeugung. »Wenn ihr es so wollt, sagte er langsam und abgemessen, ich bin bereit. Seyd nur so gut, und folgt mir.« Er ging voraus; Mathilde und Agnes ihm nach. Der Weg führte über zwei enge Stiegen in einen dunkeln, abgelegenen Schloßgang. Am Ende des Ganges befand sich eine niedere eiserne Thüre. Vor dieser blieb der Burgwart stehen. »Da drinnen liegt der Graf; sagte er, und wollte den Schlüssel anstecken: hört ihr nichts? Das ist seine Stimme! Horcht nur recht!« Mathilde verbot ihm das Geräusch mit den Schlüsseln, und man hörte den Grafen beten: »Lieber Gott, wenn du es für mich bestimmt hast, daß ich in diesem traurigen Aufenthalte mein Leben zubringen muß, so lindere doch meinen Gram um die

Geliebten. Doch, was du willst, das geschehe!« Nun traten Mathilde und Agnes ein. Der Graf war sehr überrascht bei dieser ungewöhnlichen Erscheinung. Mathilde aber verneigte sich mit Thränen in den Augen, und sagte: »Seyd getrost, edler Mann, die Wunden, die der Herr schlägt, kann er wieder heilen. Ich und meine Tochter Agnes haben das größte Mitleiden mit euch. Ach, daß es mein Gemahl auch hätte! Wir haben schon so viel Gutes von der gräflichen Familie von Waldbergen gehört, daß ich mich schon längst entschlossen habe, euch kennen zu lernen. Wir wollen uns eine Weile zu euch setzen. Erzählet uns eure traurige Geschichte. Wir nehmen den größten Antheil daran.« Der Graf war darüber so sehr erfreut, daß er sich nicht enthalten konnte, auszurufen: »Du lieber Gott, wie dank' ich dir, daß du mir einmal mitleidige Seelen zuführest. Ueberall hast du gute Menschen; sogar im Schlosse von Felsenheim.« Nun erzählte er seine Geschichte mit so vieler Rührung und Mitleid erregender Herzlichkeit, daß Matthilde und Agnes sich fortwährend die Thränen abtrocknen mußten. Während dem war der Burgwart immer bei der Thüre stehen geblieben; und stellte sich, als wenn er auch mitleidig wäre. Da rief ihm Mathilde zu, und sagte, indem sie langsam ihren Blick durch das Gewölbe warf: »Dießmal, Burgwart, hab' ich mich an euch getäuscht. Seht nur recht, das ist doch kein Aufenthalt für den Grafen von Waldbergen. Wir wollen es anders machen. Schickt morgen euer Weib zu uns. Sie soll uns dieses dunkle Gewölbe in ein liebliches Zimmer verwandeln helfen!« Nun nahm sie Ab-

schied von dem Grafen, und tröstete ihn, indem sie sagte: »Harret geduldig und Gott vertrauend in eurer Drangsal aus. Vielleicht schickt der Himmel gar bald eine günstige Gelegenheit, wo ihr frei werden und zum Besitze eurer Güter wieder gelangen könnt. Darum wollen wir Tag und Nacht unser gemeinschaftliches Gebet zum Herrn hinauf senden.«

In kurzer Zeit war der traurige Kerker in einen freundlichen Aufenthalt umgeschaffen. Das Eisengitter war hinweg, und an dessen Stelle ein großes Fenster, wodurch gerade so viel Tageslicht einströmen konnte, daß das ausgeweißte Gewölbe durchaus hell erschien. Die schweren, eisernen Ketten waren fortgeschafft, und ein niedlicher Tisch und eine Bank von Nußbaumholz standen an dem Platze, den vorher der harte Stein eingenommen hatte. Der Graf bekam eine bessere Kost, und zu jeder Mahlzeit ein Glas alten, kräftigen Rheinweins. Auch eine neue Ritterkleidung ließ ihm Mathilde heimlich verfertigen. Agnes reinigte sogar in der Woche zweimal den Boden des Kerkers, und bedeckte ihn mit Teppichen. Als der Burgwart dieß sah, schüttelte er den Kopf, und sagte zu seinem Weibe: »Alles recht, wenn nur der Ritter keinen Streich spielt, und den Grafen einmal besuchen will. Er wird wahnsinnig werden vor Zorn; und um uns Alle wär' es geschehen.« Die Burgwartin aber entgegnete: »Das wird er wohl bleiben lassen. Sein strafendes Gewissen flieht den Anblick des unschuldigen Grafen, wie das Feuer. Und sollte er es doch einmal wagen — so liegt zunächst ein Felsenloch, wohin du den Gefangenen für kurze Zeit bringen kannst.«

Zwölftes Kapitel.

Der junge Falkenhändler.

Nach einigen Jahren war in Leuthold's Wohnung eine kleine Veränderung vorgegangen. Rösli hatte die Heimath verlassen. An einem der Aelpersunde war ihre Hochzeit gefeiert worden. Fährmann Klaus hatte sie zu seinem Weibe genommen. Sie lebten in herzlicher Eintracht miteinander, und ihr Hauswesen wurde vom lieben Gott gesegnet. Auch hatten sie bald ein paar recht schöne, liebliche Kinderlein, die ihnen tausend Freuden machten. Rösli mußte sie in jeder Woche wohl zweimal über den Thunersee hinüber führen, weil die Großeltern die wundernetten Gesichtchen der kleinen Enkel nicht oft genug sehen konnten.

In Theodora's Hütte war seitdem nichts Besonderes vorgefallen. Das Leben der edlen Frau glich einer ruhigen Einsamkeit. Ihre größte Freude hatte sie an dem Wohlverhalten ihres Sohnes. Sie lächelte oft im Stillen, da sie ihn von Ferne betrachtete, wie er so unverdrossen und voll Jugendkraft seine Arbeit verrichtete. Wenn nun Heinrich da wäre, dachte sie sich, wie würde er sich freuen über seinen Sohn. Bei diesem Gedanken mußte sie weinen. So flossen auch immer wieder Thränen mitten unter ihre Freuden. Dieß

merkte der liebende Sohn, und trat zur Mutter. »Liebe, gute Mutter, sagte er, bist du mit mir vielleicht nicht zufrieden, weil du Thränen vergießest, so oft du mich ansiehst? O sage deinem Sohne, worin er nicht recht gehandelt, damit er sich bessern möge.« »Nein, versetzte Theodora, und schloß ihn in ihre Arme, das ist es nicht, was mich zum Weinen bringt. Du warst ja immer ein dankbarer, gehorsamer Sohn; und der liebe Gott wird dich segnen, weil du deiner Mutter Freude machst. Jetzt, da du so fromm herangewachsen bist, fühle ich den großen Verlust meines Gatten, deines Vaters, noch viel schwerer als sonst, weil ich keine einzige von all den vielen Freuden deiner guten Erziehung mit ihm theilen kann. Dieß ist es, warum ich hie und da so traurig bin. Und doch ist es mir oft um das Herz, als wenn er noch lebe, und ich ihn auf dieser Erde noch einmal sehen würde. Ach, könnte mir Jemand den Ort nennen, wo ihn Ritter Dietrich verborgen hat. Ich würde hinreisen, und mein eigenes Leben wagen. Dem wilden Ritter würde ich zu Füßen fallen, und mit meinen Thränen sein hartes Herz erweichen, daß er uns doch, wenn er den theuren Gatten auch nicht freigeben will, wenigstens in einem Kerker mit ihm schmachten ließe.«

So sprach Theodora. Und in des Jünglings Herzen erkeimte da zum ersten Male der Gedanke, das Thälchen zu verlassen, und in der weiten Welt herumzuwandern, um vielleicht auf eine Spur von dem geliebten Vater zu kommen. Mit diesem Gedanken legte er sich nieder, und am Morgen erwachte er mit ihm. Ja sogar um Mitternacht träumte er davon. Er ging

ernst und sinnend umher, und saß oft Stunden lang allein unter der Linde neben dem Wiesengrunde.

Endlich hatte er das sechzehnte Jahr erreicht. Er war ein schöner, stattlicher Jüngling geworden. Wer ihn sah, bewunderte seine Größe und Stärke. Es war seines Alters Keiner im Thale, der ihn daran übertroffen hätte. Man konnte ihn zu allen Geschäften brauchen. Er kletterte höher, als jeder Gemsenjäger. Jedem Falkenneste, und war es auch über beinah unerreichbaren Felsen, kam er auf die Spur, und hatte es gar bald in Händen. Wie das Klettern auf den höchsten Gebirgen, eben so verstand er die Arbeit der Leute im Thale. Er beschnitt die Rebe und pflügte den Acker. Ja, er hütete oft Wochen lang die Kühheerden über den Alpen. Kurz, er hatte sich in allen ländlichen Verrichtungen so eine Genauigkeit und Gewandtheit angeeignet, daß er allenthalben der Gegenstand der Bewunderung war.

Da trat er am Abende des letzten Sommertages, als er von der Arbeit heimgekehrt war, zur Mutter, die im Gärtlein Blumen begoß, und sagte: »Liebe Mutter, komm, setze dich zu mir in die Laube, und höre, was ich für einen Entschluß gefaßt habe, zu dessen Ausführung ich um deine Einwilligung und um Gottes Segen flehe.« Die Mutter lächelte neugierig, und setzte sich in die Laube, neben ihren Sohn. Und er sprach: »Du weißt, liebe Mutter, wie oft und wie viel wir schon vom Vater geredet, wie wir uns in den langen Winternächten immer von ihm unterhielten; wie dabei Beider Thränen floßen, und wie sehnlich wir ihn in unsere Mitte gewünscht. Du sagtest gar

oft, es könnte doch möglich seyn, daß er noch am Leben wäre. Der Schmerz und die Angst in jener schrecklichen Nacht haben sich deiner zu sehr bemächtigt, als daß du damals hoffen konntest, ihn je wieder einmal zu sehen. Eine Gewißheit von seinem Tode habest du so wenig, als eine von seinem Leben. Vielleicht habe ihn der wilde Ritter Dietrich gefangen, und in irgend einen Kerker geworfen, wo er nun schmachte, und vergebens nach Rettung seufze. Solcherlei, liebe Mutter, sagtest du oft; und es ist noch nicht gar lange her, da du wieder eine leise Ahndung von seinem Leben hattest. Mich aber hat eine so wehmüthige Sehnsucht nach dem geliebten Vater angewandelt, daß ich schon viele, viele Thränen im Stillen vergoß. Und nun habe ich mich gar entschlossen, als Falkenhändler in die weite Welt hinauszuwandern. Auf solche Weise werd' ich überall Eintritt finden. Alle Ritterburgen will ich besuchen. Vielleicht erhalt' ich eine Kunde von seinem Leben und Aufenthalt.«

Hier schwieg Otto, und sah der Mutter in's Auge, ihre Antwort erwartend. Sie aber schloß ihn inniger an sich, als fürchtete sie ihn jetzt schon zu verlieren, und sagte weinend: »Du, mein Otto, könntest mich verlassen? Was werde ich anfangen, wenn du fort bist? Du warst noch mein einziger Trost, meine Hoffnung in diesem Leben. Lange, lange trug ich Kummer und Elend allein in meinem Herzen, weil du noch ein Knäblein warst. Und jetzt, da du jedes Leiden so kindlich liebend, so zartfühlend mit deiner Mutter theilest, jetzt soll ich dich wieder vermissen? O mein Otto, ich kann dich nicht von mir lassen. Die Angst, auch

dich zu verlieren, wird mir das Herz zernagen. Tag und Nacht werde ich keine Ruhe mehr haben. Tausend Gefahren, in die du kommen kannst, werden in den schrecklichsten Gestalten mir vorschweben. Bald seh' ich dich in einem schauerlichen Walde unter reißenden Thieren, wie der Angstschweiß dir von der Stirne rinnt, wie du um Hilfe schreiest. Aber keine menschliche Stimme hört dich. In wenigen Augenblicken bist du verloren. Jetzt seh' ich dich am Wege liegen, sehe dich verschmachten vor Hunger und Mattigkeit. Kein Mensch will dir helfen; und ich, deine Mutter, bin ferne; ich kann dir kein Brod reichen, kein Lager dir bereiten, kann deine wunden Füße dir nicht verbinden; ich kann nichts, als weinen; weinen, so lange ich Thränen habe, und dann kann ich auch dieß nicht mehr. — Jetzt sehe ich eine Ritterburg. Die schauerliche Umgebung, die ungeheuren Felsenmassen sagen mir, es ist Dietrich's Burg. Aus einem Eisengitter heraus hör' ich klägliche Töne; ich höre ein wehmüthiges Seufzen nach einer verlassenen Mutter. Ach, das ist die Stimme meines Sohnes; deine Stimme ist es, mein Otto; an ewige Ketten geschmiedet, mußt du dein Leben dort zubringen. Keine Rettung ist möglich. Du bist mir auf immer genommen. Dein Leben ist mir schrecklicher, als dein Tod. Dieß bricht mir das Herz. Ich kann es nicht mehr ertragen. Ich werde sterben. O Gott! Gott!«

Nun konnte sie nicht mehr reden. Sie sah starr vor sich hin und weinte. Otto aber suchte sie zu trösten. »Liebe Mutter, sagte er, du stellst dir nur das Schrecklichste vor, das geschehen könnte. Schlage alle

diese Gedanken aus deinem Sinne. Denke vielmehr, daß ich überall unter dem Schutze des Herrn stehe. Ich bin überzeugt, daß mich der liebe Gott wieder zurück in deine Arme führen wird. Ueberdieß bin ich ja nur auf kurze Zeit von dir getrennt. Ehe ein Jahr vorüber ist, will ich mich wieder bei dir einfinden. Und dann, welche Freude, wenn ich dir Nachricht vom lieben Vater bringen kann. O glaube mir, jener einzige Augenblick des Wiedersehens und der Umarmung wiegt jeden Schmerz und jede Angst auf, die du während meiner Abwesenheit empfunden. Sey nun ruhig und gefaßt, liebe Mutter; empfiehl mich der Vorsehung Gottes, und bete für mich. Dann ziehe ich munter meine Wege; denn Gottes Segen geleitet mich, und das Gebet meiner Mutter. Bist du so zufrieden mit deinem Sohne?«

Theodora schwieg eine Weile, und hob die Hände betend zum Himmel. Dann aber sagte sie entschlossen: »Ja, ich bin es. Mein innerer Kampf ist vorüber. So ziehe denn, mein Sohn, in Gottes heiligem Namen. Ich habe dich seiner schützenden Vorsicht empfohlen. Mein Inneres sagt mir, daß ich dich wieder sehe, vielleicht fröhlicher, als ich dich jetzt entlasse.« — Nun trocknete sie ihre Thränen. Auch Otto wurde fröhlich. Er sah im Geiste schon so viele prächtige Ritterburgen, und in der Nacht träumte er von einem hohen felsigen Schlosse, in dem er seinen lieben Vater gefunden habe.

Die noch kurze Zeit vor Otto's Abreise verschwand unter verschiedenen Zubereitungen. Theodora verfertigte ihm ein Gewand, wie es die Falkenhändler der

damaligen Zeit gewöhnlich trugen. Dem schlanken Jünglinge stand diese Tracht besonders gut. Das hellgrüne Wamms mit den weiten aufgeschlagenen Aermeln stach über dem hochgelben, gemsledernen Beinkleid niedlich ab. Die rothen Halbstiefel, die bis an die Hälfte der Wade reichten, erhöhten die weiße Farbe der Strümpfe, um die ein schwarzes Band von Sammet unterhalb dem Knie gebunden war. Um seinen Leib schlang sich ein breiter, lederner Gürtel mit einer glänzenden Stahlschnalle. Seine Kopfbedeckung war ein schwarzes, geschlitztes Baret, mit einer Goldschnur eingefaßt, die Theodora in jener Nacht der Verwüstung sammt einigen andern Kostbarkeiten gerettet hatte. Seitwärts über dem Baret prangte eine grüne Feder von einem großen Gebirgsvogel und neigte sich gegen die blonden Haarlocken, die zu Hunderten über die Schultern des Jünglings herabfielen. Die Landleute, die auf das Gerücht, daß Otto verreise, herbeigeeilt waren, um von ihm Abschied zu nehmen, konnten sich nicht satt an ihm sehen. — Am Tage vor der Abreise bestieg Otto die Beatushöhle, um von dem frommen Vater den Segen zu einer so weiten Reise zu holen. Auch Klaus und Rösli besuchte er. Sie weinten herzlich, da er von ihnen Abschied nahm.

Am früheſten Morgen des dritten Herbsttages nun machte sich Otto fertig, nahm das Käfig mit den Falken, an das er zwei starke Riemen befestigt hatte, auf den Rücken, und die Mandoline unter den Arm, und trat schluchzend vor die Mutter. Sie weinte und sagte: »Ich will dich eine halbe Stunde weit begleiten, lieber Otto!« Sie verließen die Hütte. Theo-

dora trug ein Päckchen, in das sie weiße Wäsche für ihn gebunden hatte. Sie gingen durch das Gärtlein. An der Laube stand ein hoher Strauch voll rothblühender Rosen. Theodora pflückte die schönste, und steckte sie auf das Baret ihres Sohnes: »So oft du, sagte sie, diese Blume ansiehst, denke an deine zurückgelassene Mutter.« Sie gingen weiter. Nun lag das Gärtlein und die Hütte hinter ihnen. Otto schaute noch ein paarmal zurück. Lebe wohl, dachte er, du stiller Herd, an dem ich zum Jünglinge gereift. — In Leutholds Wohnung kehrten sie eine Weile ein; Leuthold und Gertrud segneten den Reisenden. Wir wollen beten, sagten sie, daß euch der liebe Gott glücklich wieder zurückführe.« — »Der Mutter wegen, setzte Leuthold hinzu, dürft ihr gar nicht in Sorgen seyn. Ihr laßt sie in guten Händen. Es soll ihr nicht das Geringste mangeln, gerade als wenn ihr selbst da wäret.«

Jetzt wanderten sie über den Wiesengrund, und machten einen kleinen Umweg durch das nächstliegende Dörfchen. Hier erschienen rechts und links aus den Fenstern der Hütten Arme und Hände, und Stimmen erschollen: »Gute Reise! Lebet wohl! Gott mit euch!« Viele Landleute standen unter den Thüren, und wünschten dem Vorübergehenden Glück, recht viel Glück.

Als sie die Anhöhe und das Plätzchen erreicht hatten, an dem Otto vor neun Jahren matt und hungrig niedergesunken, stand Theodora still, und sagte: »Bis hieher, mein Sohn! Nun will ich wieder in meine Hütte zurückkehren. Du aber gehe mit Gott. Ich

darf dir nicht jetzt erst sagen, wie du leben sollst. Ich habe dich von Kindheit auf zur Tugend angehalten. Und ich hoffe und glaube es von deinem guten Herzen, daß du auch in der Fremde stets meiner Lehre gedenken werdest. So ziehe denn im Frieden! Der Herr sey dein Geleitsmann, und segne dich. Lebe wohl! und hörst du, daß dein Vater lebe, so eile, und bringe recht bald diese fröhliche Nachricht deiner trauernden Mutter.« Otto schluchzte. »Sey nicht gar zu traurig, wenn ich fort bin, sagte er, und denke, wenn die Maiglöckchen blühen, bin ich wieder bei dir.« Er drückte ihre Hand fest an seine Lippe: »Dank, Dank, noch einmal Dank für Alles, für deine treue Mutterliebe, für Alles!« — Theodora weinte, umarmte und küßte ihn. Dann gab sie ihm das Bündelchen. »Jetzt genug, sagte sie, wir wollen gehen, ich zurück in meine Hütte, und du in die weite Welt!« — Sie trennten sich. Theodora stieg diesseits, Otto jenseits von der Höhe herab. Er blieb noch oft stehen, sah am Felsen hinauf, und rief, obwohl er seine Mutter schon lange nicht mehr sehen konnte: »Lebe wohl! Lebe wohl!«

Dreizehntes Kapitel.

Ein Krankenbett.

Kaum waren einige Wochen seit Otto's Abreise vorüber, als Theodora mit einem Male zu kränkeln anfing. Sie konnte nur mehr ein paar Stunden in der Nacht schlafen; sie aß sehr wenig; die Füße trugen sie nimmer; und oft sank sie zusammen vor Mattigkeit. Gertrud und Leuthold sahen sie recht bedenklich an; und Gertrud sagte: »Es muß euch nicht wohl seyn, gute Frau; denn ihr seht nicht aus, wie sonst.« — »Seyd ruhig, erwiederte Theodora, es ist nur Sorge um meinen Sohn, wie es ihm in der Fremde ergehen werde. Zudem bin ich es noch nicht gewohnt, ohne ihn zu seyn, den mir der liebe Gott von Allem allein gelassen. Sind nur noch einige Tage vorüber, so bin ich wieder heiterer.« — »Das wolle Gott geben!« entgegnete Leuthold, und hob sein Auge, in dem eine Thräne stand, hoffend zum Himmel. Als er aber mit Gertrud allein war, schüttelte er den Kopf, und sagte: »Ich fürchte, ich fürchte, der Sohn verliert seine Mutter, ehe er wieder in's Thal zurückgekehrt ist. Mir gefällt das Aussehen der guten Frau gar nicht. Sie ist krank, recht krank, und sie selbst will es nicht fühlen. Wenn der Frühling schon da wäre, wollte ich glauben, daß sie sich bald erho-

len könnte. Allein, so steht der Winter bevor, eine schlimme Jahreszeit für kranke Leute, besonders in unserm Lande, wo der Schnee die Hütten verschlingt.«

Was Leuthold vorher befürchtete, zeigte sich leider schon am folgenden Morgen in Wirklichkeit. Als er in Theodora's Stübchen eintrat, um ihr, wie gewöhnlich, einen freundlichen Morgengruß zu bringen, fand er sie nicht an ihrem Arbeitstische, wie sie sonst schon in aller Frühe sich beschäftigte. Er suchte sie in der Küche, im Gärtlein. Auch da war sie nicht. Nun rief er vor der Thüre der Nebenkammer: »Seyd ihr noch im Bette, liebe Frau?« — Da hörte er Theodora's schwache Stimme: »Kommt nur herein, guter Leuthold!« Wie er eintrat, erschrack er. Denn die Frau war blaß, wie eine Leiche, und hatte sich halbangekleidet auf ein Kopfkissen gelehnt. »Ach, sagte sie, ich muß es nun wohl glauben, daß ich krank bin. Denn ich fühle mich diesen Morgen so schwach, daß ich mich nicht einmal ganz ankleiden, vielweniger die Kammer verlassen konnte. Schreckliche Träume quälten mich in der Nacht, und raubten mir vollends den geringen Schlaf, der mich sonst noch erquickte. Ach, wenn nur der nahe Winter schon überstanden wäre. Lieber Leuthold, mir ist, als wenn ich die Frühlingsblumen meines Gärtleins nicht mehr werde blühen sehen.«

»Vertrauet auf Gott, entgegnete Leuthold, er wird euch wieder gesund machen. Seht, ich war schon zweimal recht gefährlich krank; und man mußte glauben, mit jeder Stunde ginge mein Leben zu Ende. Gertrud, das brave Weib, jammerte überlaut an meinem

Bette; Rösli weinte in das Kissen, das sein Gesichtchen verbarg. Und der liebe Gott hat doch wieder geholfen.« »Sein Wille geschehe auch an mir!« sprach Theodora, und legte sich zurück auf das Bett; denn sie fühlte sich immer schwächer. »Ich will Gertrud holen, sagte Leuthold, Gertrud kann euch das Bett zurecht richten; dann ruht ihr besser. Auch eine Suppe muß sie euch kochen; ihr seyd noch nüchtern. Vielleicht wird es euch wohl darauf.« — Mit diesen Worten verließ er die Kammer. Augenblicklich war Gertrud da. Sie konnte die Thränen nicht zurückhalten, da sie die blaße Frau sah. Sie gab ihr eine kräftige Suppe, und richtete ihr das Bett zurecht, worauf sich Theodora ein wenig erholte.

Nach einer Stunde trat Leuthold wieder in die Kammer, um sich zu erkundigen, wie sie sich jetzt befinde, und ob sie nichts wünsche oder begehre. Da erhob sie sich, so viel sie konnte, vom Bette. »Den Vater Beatus, sagte sie, möchte ich so gerne noch ein Mal in meiner Hütte sehen, bevor ich sterbe. Durch seine frommen Gespräche wurde ich immer aufgemuntert und fester im Vertrauen auf Gott. Auch die bangen Stunden der Krankheit und des Todes werden sie mir freundlicher machen. Zudem liegt mir Etwas schwer auf dem Herzen, das ich ihm anvertrauen muß. Darum, lieber Leuthold, seyd so gut, und schickt einen Boten nach der Beatushöhle. Laßt dem Vater einen Gruß von mir entbieten, und ihm sagen, ich begehre sein, da mich der Herr mit einer schweren Krankheit heimgesucht. Laßt ihm sagen, es sehne mich so sehr, Worte der Salbung und des Trostes aus seinem

Munde zu vernehmen, damit mein Tod sanft werde und ruhig, wie der Tod einer Blume.«

»Sogleich soll geschehen, was ihr wünschet, erwiederte Leuthold, ich selbst will nach der Beatushöhle gehen. Und sind meine Füße auch nicht mehr so munter, wie bei einem Jungen, der Weg soll mir doch nicht sauer werden. Er ging, zog seine Jacke an, nahm seinen Reisestab, und stieg, so schnell er konnte, über den Felsen. Er traf den frommen Vater in der Laube seines Gärtleins. Da er eintrat, und sich den Schweiß von der Stirne trocknete, erhob sich Beatus. »Seyd ihr's, Leuthold? rief er ihm entgegen, wie ihr so schnelle athmet! Ein Mann von eurem Alter sollte sich Zeit lassen im Steigen über den Felsen herauf.« »Das würd' ich auch thun, entgegnete Leuthold, wenn ich auf einen fröhlichen Besuch zu euch käme. So aber schickt mich die fremde Frau; sie begehrt Euer; denn sie ist krank.« — »Krank? fiel der fromme Vater ein, und war traurig überrascht: Ist sie gefährlich krank?« — Wollte Gott, sie wäre es nicht! sagte Leuthold, und eine Thräne stand ihm im Auge: Wie würde Otto jammern, wenn er dieß wüßte. Allein wie hätte der gute Jüngling etwas denken können, als er unser Thal verließ. Sie war noch frisch und gesund, wie er selbst! Ach, vielleicht hat er sie damals zum letzten Male gesehen.«

Nun reichte der fromme Vater dem Landmanne eine Erfrischung dar. Und nachdem dieser einige Zeit geruht hatte, sagte er: »Wir wollen nicht länger säumen, vom Felsen zu steigen. Die Zeit bis zu unserer Ankunft wird der guten Frau eine Ewigkeit werden.«

Eine Stunde nach Mittag gelangten sie in der Hütte an. Als Theodora sie kommen hörte, zog sie den schwachen Arm über die Bettdecke; und da Beatus eintrat, bot sie ihm zitternd die Hand entgegen. »Nicht wahr, ehrwürdiger Vater, sagte sie und wollte lächeln, seitdem ihr mich das letzte Mal gesehen, bin ich recht blaß geworden.« »Mit Gottes Hilfe, erwiederte Beatus, werdet ihr auch bald wieder frisch und gesund aussehen. Und wenn dieß nicht der Fall ist, so denket noch in den letzten Augenblicken eures Lebens: was der Herr thut, das ist wohlgethan. Er weiß, warum er es thut. Gelobt sey sein Name!«

Nun setzte er sich neben ihr Bett, und erquickte ihr Herz mit frommen Trostworten und heiligen Reden. Nach ein paar Stunden, da sie allein waren, nahm Theodora des frommen Vaters Hand, und sagte: »Ehrwürdiger Mann, seit dem Tage, da ich in dieses Thal kam, ist mein Name und Stand verborgen geblieben. Die Furcht, von meinen Verfolgern aufgefunden zu werden, zwang mich, ihn nie zu entdecken. Nun aber, da ich gefährlich krank bin, und wohl auch sterben werde, muß ich ihn einem Manne vertrauen, der mich, seitdem ich ihn kenne, so sehr liebt, als wenn ich seine Tochter wäre. Ihr, ehrwürdiger Vater, seyd dieser Mann. So wisset, ich heiße Theodora, und bin ein gebornes Fräulein von Stauffen und die Gemahlin des Grafen Heinrich von Waldbergen. Otto ist mein und des Grafen einziger lieber Sohn. Die ersten Jahre meines ehelichen Standes waren die seligsten in meinem ganzen Leben. Bald aber hat es dem lieben Gott gefallen, mich durch eine

lange Reihe von Jahren mit schweren Drangsalen und Leiden heimzusuchen.«

Nun erzählte sie ihre ganze Geschichte, von jener verhängnißvollen Nacht angefangen, bis auf die Stunde, da sie mit dem frommen Vater bekannt wurde. Sie mußte oft in der Erzählung inne halten. Denn ihre durch die Krankheit ohnehin schon geschwächten Nerven waren dabei zu sehr angegriffen. Am Ende der Erzählung fügte sie noch hinzu: »Nun bitte ich euch, ehrwürdiger Vater, daß ihr euch meines Sohnes annehmt. Ihr wißt nun seinen Stand und seine Abkunft. Vielleicht kann er in Zukunft noch glücklich werden.« Beatus war gerührt durch die Bitte der Frau, und erwiederte: »Eures Sohnes wegen dürft ihr euch im Geringsten nicht kümmern. Ich will Vaterstelle an ihm vertreten. Und mit Gottes Hilfe werd' ich ihn früher oder später in seinen vorigen Stand zurückbringen können.« — Nun ist mir ein großer Stein vom Herzen, sagte Theodora, und athmete leichter, nun kann ich ruhiger sterben. Dem lieben Gott sey dafür gedankt!«

Beatus blieb noch eine Stunde bei ihr. Dann aber verließ er sie; denn er sah wohl, daß sie der Ruhe bedürfe. Er versprach ihr, den andern Tag in aller Frühe wieder zu kommen. — Eine Weile nachher, da sie sich etwas kräftiger fühlte, richtete sie sich im Bette auf, und schrieb folgenden Brief an ihren Sohn in der Fremde.

Vierzehntes Kapitel.

Das letzte mütterliche Vermächtniss.

»Mein lieber Otto! Mein einziger, theurer Sohn! Zum letzten Male auf dieser Erde kann ich dich also nennen. Mit zitternder, schwacher Hand schreib' ich diesen Brief an dich nieder. Meine Kräfte sind erschöpft. Mein Herz schlägt schwach und schnelle. Meine Wangen sind blaß und eingefallen, und die Augen trübe. Fieberfrost fährt durch meine Glieder; und ich fühle es nur zu sehr, daß der Tod bald, recht bald in meinem Stübchen einkehren, und mich in's ewige Vaterland heimholen wird. Es ist heute der letzte Herbstmorgen. Die wenigen Blumen in unserm Gärtlein, die gestern noch blühten, hat heute Nacht ein kalter, neblichter Frost welk gemacht. Sie liegen am Boden; ihre Blätter sind verdorben. So bin ich vielleicht bis morgen hingewelkt, und meine körperliche Hülle liegt starr, kalt und leblos.«

»O mein Otto, was ist es um das menschliche Leben? Eine Zeit voll Drangsalen und Leiden. Und am Ende hat man keine einzige Freude, wenn man nicht das Bewußtseyn haben kann, immer rechtschaffen und fromm gelebt zu haben. — So ist es auch mir

ergangen. Du weißt, was ich ausgestanden habe; wie ich mit dir in jener schrecklichen Nacht entflohen bin; wie elend und verlassen ich im Lande herumirrte; wie ich dir, dem weinenden Knaben oft nicht einmal ein Stücklein Brod geben konnte. Ach, und die Thränen alle, die ich um deinen Vater weinte; die Seufzer, die mir in schlaflosen Nächten beinahe das Herz abdrückten; der Kummer und die Nahrungssorgen, unter denen ich dich groß gezogen — dieß Alles, mein lieber Otto, weißt du recht gut; und schon als Kind hattest du ein so fühlendes Herz, daß du die Leiden der Mutter mitempfandest. Doch im Bewußtseyn, daß ich vor Gott tugendhaft gewandelt, fand ich Stärke und Beruhigung in allen Drangsalen. Ja, es entsprang daraus wohl manche stille Freude, für die ich dem lieben Gott tausendmal danke. Und jetzt auf dem Sterbebette gibt mir dieses Bewußtseyn ruhige, heitere Wonne und die Sehnsucht nach dem Ende meiner Leiden, um recht bald beim himmlischen Vater zu seyn.«

»Damit du nun, mein lieber Sohn, auf deinem Sterbebette auch einmal diese Beruhigung haben mögest, so schreibe ich dir unter meinen letzten mütterlichen Thränen einige gute Lehren nieder, um dich im Fortwandeln auf der Bahn der Tugend zu bestärken. Alles, was ich dir schreiben kann, hab' ich dir von Kindheit auf schon oft gesagt. Doch du wirst es immer wieder gerne hören. Es werden dir diese Worte zugleich das Andenken an deine verstorbene Mutter seyn. Sonst, liebes Kind, kann ich dir in meiner Dürftigkeit nichts hinterlassen.«

»Wenn du im Frühjahre von deiner Reise zurück-

kehrest, und mit den Erstlingsblumen der Flur in unsere Hütte eilst, um deine Mutter zu umarmen, im Herzen froh, daß du nun wieder bei ihr seyn könnest — da wirst du keine Mutter mehr finden. Das Plätzchen, wo sie gewöhnlich saß, wird leer seyn. Auch in der Gartenlaube wirst du sie nicht finden. O mein Kind, mein armes Kind, wie wird dir dann zu Muthe seyn! Du wirst rufen durch den Anger, durch die Fluren hin: »Mutter, Mutter, wo weilest du? Siehe, dein Otto ist zurückgekehrt! O Mutter, komm doch, komm, er will dich umarmen, laß ihn nicht lange warten!« Aber, ach, die Mutter wird nicht antworten. Dann wirst du in Leuthold's Hütte treten, und wirst fragen wollen. Hier siehst du bleiche, trauernde Gesichter, und Thränen siehst du in den Augen. Und Leuthold wird sagen: »Armer Jüngling, du suchst umsonst. Deine Mutter ist nicht mehr hier. Sie ist fortgewandert.« Dann, wenn du fragen wirst: »Ach, wohin ist sie gewandert? wird er dir antworten: »Weit, weit fort! dahin, wo sie nichts mehr zu leiden hat, wohin wir Alle so gern ihr folgen möchten, in den Himmel.« — Nun werden dich die guten Leute zu meinem Grabe führen. Sie werden weinen bei deinen Thränen, und Leuthold wird dir diesen Brief übergeben mit meinem mütterlichen Gruße und Segen für dich.«

»So höre die letzten Worte deiner sterbenden Mutter: Mein Sohn! das Erste und Schönste und Seligste für den Menschen ist die Liebe zu Gott, seinem allmächtigen Schöpfer. Wie ich diese von deiner Kindheit an dir in's Herz gepflanzt habe, so bewahre sie

als das köstlichste Kleinod, das dich reich und glücklich machen kann. Laß sie aufblühen in deinem Herzen als eine liebliche Blume aus den Gärten der Seligkeit. Die Liebe zu Gott ist es, die den Menschen rein und heilig macht, die ihn fortwährend auf dem Wege der Tugend erhält, die ihn nicht wanken läßt in Vollführung seiner frommen Entschlüsse. Die Liebe zu Gott ist es, die den Menschen stets an ihn erinnert, von dem er sein Leben, und Alles, was er besitzt, erhalten hat. Darum, mein Otto, laß stets die Liebe zu Gott in deiner Seele emporflammen zu einer heiligen Flamme, die alles Andere verzehrt, was nicht von ihm ist, der Urquelle des Reinen und Guten. Halte immer fest an ihn und seinen göttlichen Sohn, unsern Heiland. Von dieser heiligen Liebe durchdrungen, wirst du immer zufrieden leben können, es mögen dich süße Freuden erquicken, oder bittere Leiden über dich kommen. Zwar werden häufige Versuchungen von Außen dich von der Liebe zu Gott abzuwenden suchen. Du wirst leider viele Menschen kennen lernen müssen, die nicht nur von Gott und seinem heiligen Willen nichts wissen, oder nichts wissen wollen, sondern die sich sogar unterstehen, ihn zu lästern, und dich verspotten und verhöhnen, weil du in frommer Einfalt des Herzens ihn anbetest und liebst. — Doch, mein lieber Sohn, fliehe den Umgang mit solchen Menschen, wie das Gift einer Schlange. Sie verderben junge Herzen, und legen den Zunder eines künftigen bösen unglücklichen Lebens in sie. Halte du dich stets nur an das, was ich dir von Gott und göttlichen Dingen gesagt habe — und du wirst glücklich seyn.«

»Wenn du wahre, reine Liebe zu Gott im Herzen hast, so wirst du auch alle Menschen, wie deine Brüder lieben. Denn so will es ja der Schöpfer aller Menschen, und hat es uns durch seinen ewigen Sohn verkündet, nach dessen heiliger Lehre wir unser Leben einrichten sollen. Liebe Freunde und Feinde, liebe die, welche dir Böses thun oder reden, wie jene, von denen du Gutes erhältst. Sie alle sind Kinder des ewigen Vaters im Himmel, zu dem wir einst kommen wollen. Und wenn es dir schwer werden sollte, deine Feinde zu lieben, so denke nur, daß sie dir Gutes thun, ohne daß sie es wissen, indem sie dich durch ihre Beleidigungen zur stillen Geduld und Sanftmuth anhalten. Das Beste, was du in solchen Fällen thun kannst, ist, daß du für sie betest, damit der liebe Gott sie erleuchte, und ihnen ein menschenfreundliches Herz gebe.«

»Laß nie ab vom Gebete. Am Morgen, wenn du erwachst, erhebe deine Seele zu Gott, deinem Schöpfer; und Abends, ehe du dich zur Ruhe legst, erinnere dich als ein dankbarrs Kind aller Wohlthaten, die du jede Stunde und Minute aus des himmlischen Vaters Hand empfängst, und empfiehl dich mit Allem, was dein ist, in seinen allmächtigen Schutz. Auch unter Tags schwinge fromme Empfindungen himmelwärts, und denke selbst während der Arbeit an den lieben Gott. Denn Alles, was du beginnst, geht dir leichter und vollkommener von Statten, wenn du ihn um Erleuchtung und Gnade angefleht hast.«

»Im Umgange mit den Menschen sey stets liebreich, bescheiden und zuvorkommend. Ein stilles, freund-

liches Betragen ziert den Jüngling ungemein, und macht ihn der höchsten Achtung aller Edelgesinnten würdig. Sey nie schnell in deinen Reden, nie zornig oder rachgierig gegen Andere. Wie viel üble Folgen für sich und Andere aus einer unüberlegten, raschen That schon oft entstanden sind — davon weißt du selbst ein hellleuchtendes Beispiel.«

»Werde nie unwillig über deine Armuth. Denke, daß der liebe Gott die besten Absichten haben mußte, warum er dich von einem reichen Grafenkinde zu einem armen, sehr armen Knaben erniedrigte. Vielleicht hätten Reichthum und Würde deinem Seelenheile geschadet. Dann danke ich jetzt auf meinem Sterbebette noch der allweisen Vorsehung, daß sie uns in eine so große Armuth versetzte. Nun bist du groß gewachsen, und ich habe dich, vor Gott kann ich es sagen, von Jugend auf zu jeder Arbeit angehalten. Du kannst dir, wenn ich auch nicht mehr bin, das Nothwendige selbst verdienen. Und was brauchst du mehr, wenn du das Nothwendige hast? Ein Stücklein schwarzes Brod und ein frischer Trunk Wasser, worauf nach vollendeter Arbeit der Schweiß deines Antlitzes träufelt, wird dir süßer schmecken, als dem Mißiggänger Zuckerbrod und kostbare Weine. Wir hatten in unserm Hüttlein gewiß keinen Ueberfluß und dennoch gab es manche stille Freuden darinnen. — Solltest du aber einmal, nach den wunderbaren Rathschlüssen Gottes, zu einem Reichthume gelangen, so lasse dich dadurch nicht verblenden. Sey forthin mäßig in deinen Genüssen, als wenn du arm wärest. Dein ganzes Vermögen, alle deine Güter, seyen dir nur

deßwegen angenehm, weil du damit deinen nothleidenden Brüdern hilfreich beispringen kannst.«

»Nun habe ich noch einen Wunsch, mein lieber Otto, den ich dir so gerne an's Herz legen möchte. Verweile in diesem Thale, in dieser Hütte, unter diesen herzlichen Leuten, die mir und dir so viel Gutes thaten, so lange, bis du einen besondern Wink in dir verspürst, daß dich der liebe Gott zu etwas Höherem bestimmt habe, als auf die Alpen zu steigen, und Gebirgsvögeln nachzujagen. Sey recht liebreich und freundlich mit Allen; besonders erzeige dich gegen Leuthold und Gertrud immerhin dankbar und in Allem zuvorkommend. Betrachte sie als unsere größten Wohlthäter, für die wir wohl beten, denen wir aber das Gute, das sie uns erwiesen, nicht vergelten können. — Besuche den frommen Vater in der Beatushöhle recht oft. Ich habe ihm unsern Stand und Namen entdeckt. Er wird sich künftig deiner annehmen, und väterlich für dich sorgen.«

»Wenn du endlich doch in die weite Welt hinaus wandern, und vielleicht deinen Vater noch ein Mal auf dieser Erde sehen solltest, so grüße mir ihn tausendmal. Du weißt, daß ich bisher immer die süße Hoffnung im Herzen nährte, als würde ich ihn in diesem Leben wieder einmal an meine Brust drücken. Nun ist die Hoffnung dahin, seit ich auf dem Sterbebette liege. Dir hat der liebe Gott vielleicht diese Freude bereitet. Ich werde in jenem Augenblicke vom Himmel herabsehen, und mich mit dir freuen. — Wenn dein Vater nach mir fragt, wenn er halb bang und halb freudig ausruft: »Wo ist Theodora, meine

Gemahlin?« dann führe ihn hieher zu meinem Grabe. Sage ihm, wie viel Thränen wir um ihn geweint seit jener Nacht, da er uns entrissen wurde, wie wir nach langem Herumirren in der Fremde endlich ein freundliches Thal und gutherzige Landleute fanden, die uns aufnahmen, und unser Elend milderten. Ferner sage ihm, wie wir uns in den langen Winternächten unterhielten; wie viel und oft wir von dem lieben Vater, von dem theuren Gemahl gesprochen, wie sehnsuchtsvoll wir gewünscht, daß er doch in unserer Mitte wäre. Dieses sage ihm, und noch so vieles Andere, was dir dein kindliches, zartfühlendes Herz eingibt.«

»Dieß ist es nun, was dir deine Mutter vor ihrem Lebensende an's Herz legt. Meine Hand zittterte schon beim Anfange dieses Briefes, daß du die Worte kaum wirst lesen können. Nun aber ist sie ganz kraftlos geworden. Ach, um wie viel ruhiger wär' ich gewesen, wenn ich dir diese letzten Ermahnungen hätte mündlich geben können. Doch anders ist der Wille des lieben Vaters im Himmel, den ich allezeit demüthig anbete. Und so ergib du dich auch in seinen allerheiligsten Willen, und traure nicht zu sehr, wenn du meinen Tod wirst erfahren haben. Lies diese Lehren deiner Mutter recht oft, besonders, wenn dir eine Versuchung zum Bösen vorschwebt. Denke nur: »Sie hat es immer so gut mit mir gemeint. Wie undankbar wäre ich, wenn ich nicht nach ihren Lehren leben würde. Stets will ich darnach streben, ihr Grabmal mit meinen Tugenden schmücken zu können.« So denke, und der liebe Gott, der in das Innerste deines

Herzens schaut, wird dich in der Vollführung deines Vorsatzes stärken, damit ich dich nach diesem Leben einst wieder sehe im Reiche der Seligkeit, im himmlischen Vaterlande.«

»Und nun noch eine Bitte. Wenn du, lieber Otto, in dieses Thälchen wirst zurückgekehrt seyn, so gehe in unser Gärtlein, grabe den Rosenstrauch neben der Laube aus der Erde, und setze ihn auf meinen Grabhügel. Er ist der nämliche, von dem ich dir eine Rose mit auf die Reise gab, von dem ich dir den mütterlichen Kuß des Abschiedes auf die Lippen drückte. Ach, ich bin der Zeit, als du fort bist, wohl hundertmal vor ihm gestanden, und habe an dich gedacht. Die sanften Blumen waren mir von jeher vor allen andern lieb und theuer, und ihr weicher, ätherischer Duft hat mich gar oft erheitert. So hat der liebe, gütige Gott auch die Blumen dazu bestimmt, manches traurige, bekümmerte Gemüth aufzurichten.«

»Und nun, mein lieber Otto, laß mich schließen, indem ich dir zum letzten Male meinen mütterlichen Segen ertheile. Ich sehe dich im Geiste schluchzend an meinem Bette knieen, sehe dich die Hände falten, und ich breite segnend meine Arme über dich aus: Gott, der Allmächtige, erhalte dich rein zum ewigen Leben, Er gebe dir seine Gnade, damit du stets in Tugend und Rechtschaffenheit wandeln, und auf deinem Sterbebette einst sagen kannst: Komm, freundlicher Tod, führe mich zum lieben Gott, und zu meinen Eltern.« — »Jetzt, lebe wohl! Lebe wohl! Mein Sohn! Mein Otto! Küße die Thränen von diesem Blatte; Mutterliebe hat sie geweint. Bald wird sie

nimmer weinen können. Lebe wohl, und denke recht oft an deine sterbende Mutter!« —

Bis hieher, schrieb Theodora. Weiter vermochte sie nimmer zu schreiben. Sie sank entkräftet auf ihr Bett zurück. Als sie sich wieder erholt hatte, standen Leuthold und Gertrud vor ihr. Auch Rösli und Klaus waren gekommen, sie heimzusuchen. Als sie ihr blasses Antlitz sahen, und die abgezehrten Hände, fingen sie an zu weinen. Theodora aber sagte lächelnd: »Weinet nicht, ihr Lieben, der Herr will ja nur meinem stillen Leiden ein Ende machen. Und darüber solltet ihr euch mit mir freuen.« Nach einer Weile sagte sie: »Wenn ich euch nur das Gute vergelten könnte, das ihr mir und meinem Sohn seit dem Tage meiner Ankunft in diesem Thälchen erwiesen habt. Ich will für euch bitten, wenn ich nun bald zum lieben Gott komme, daß er euch dafür reichlich belohne.« Alle, die zugegen waren, weinten noch heftiger. Nun überreichte sie dem Hausvater den Brief mit den Worten: »Wenn mein Otto zurückkehrt, und ich nicht mehr lebe, so grüßet mir ihn von ganzem Herzen, und gebt ihm dieses Andenken.«

Von nun an war sie heiter, redete jedoch nur wenig. Die Hausleute, Rösli und Klaus blieben bis gegen Abend bei ihr. Dann aber gingen sie, um sie ruhen zu lassen, und wünschten ihr eine gute Nacht. »Was der Herr will, soll geschehen!« sprach Theodora, und reichte ihnen die Hand aus dem Bette heraus. Bald darauf sandte ihr der liebe Gott einen recht sanften Schlummer, der zwei Stunden lang anhielt.

Am andern Morgen wollte der fromme Vater Bea-

tus die kranke Frau wieder besuchen. Allein, als er aus dem Fenster seiner Zelle sah, gewahrte er, daß sein Vorsatz auf einmal vereitelt sey. Denn es war in der Nacht ein sehr tiefer Schnee gefallen, der alle Wege und Stege zudeckte, und an manchen Stellen zu ganzen Hügeln gethürmt war. Auch durfte man nicht daran denken, daß er bald wieder schmelzen werde, weil zugleich eine sehr heftige Kälte über Thal und Gebirg hereinbrach. Vater Beatus wurde darüber sehr traurig, daß die arme Frau so verlassen, und ohne alle Tröstung einer frommen Zusprache aus der Welt gehen sollte. Er empfahl ihr Leben und ihre Seele den Erbarmungen Gottes; und nahm sich vor, sobald der erste lauere Tag des Vorfrühlings angekommen wäre, sie zu besuchen; und wenn sie nicht mehr lebte, an ihrer Grabstätte für ihre Seele zu Gott zu beten.

Im Verlage von **G. J. Manz in Regensburg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erbtheil, das beste. Eine Erzählung von dem Verfasser der **Ostereier.** (Chr. v. Schmid.) Mit 1 Stahlst. 8. geh. 18 kr. od. 5 gr.

Eroberung, die, **von Konstantinopel.** Eine Erzählung für die Jugend und Jugendfreunde. Von dem Verfasser der **freiwilligen Jäger.** Mit 1 Stahlstiche. 8. 1841. geheftet . . . . 30 kr. od. 8 gr.

Heinrich von Dinkelsbühl. Eine Erzählung für die gesammte edlere Lesewelt, besonders für die reifere Jugend. Von dem **Verfasser der Beatushöhle.** Mit 1 Stahlstiche nach Originalzeichnung von J. Leudner. 8. 1841. Velinp. . . . . 36 kr. od. 9 gr.

Hexe, die, **vom Karrenberge.** Eine Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge. Der gesammten edleren Lesewelt, besonders aber der reifern Jugend dargereicht von dem Verfasser der **Beatushöhle.** Mit 1 Stahlstiche. 8. 1840. geheftet . . . . 36 kr. od. 9 gr.

„Der Herr Verfasser dieser Erzählung ist der Lesewelt durch mehrere ähnliche Leistungen schon lange her rühmlichst bekannt. „Die Hexe vom Karrenberge" darf zu dem Besten gerechnet werden, was unsere deutsche Literatur aus diesem Fache besitzt." Katholik v. Weis. 1841. 1s Hft.

Jäger, die **freiwilligen.** Eine Erzählung für die Jugend und Jugendfreunde. Mit 1 Stahlst. 8. 1841. geh. 30 kr. od. 8 gr.

„Diese Jugendschrift ist zunächst für das Volk bestimmt und sucht die schrecklichen Folgen der Lügen in einer höchst anziehenden Erzählung aus Deutschlands letztem Befreiungskriege darzustellen. Die Erzählungsweise ist einfach, aber darum höchst anziehend. Diese Jugendschrift gehört unter die besten ihrer Art." Kathol. Stimmen. 1840. 12s Hft.

Lenzen, geb. Sebregondi, M., Nekodas. Oder: Die Zerstörung Jerusalems. Eine Erzählung. Mit 1 Stahlstiche. gr. 12. 1841. Velinp. geh. 1 fl. 21 kr. od. 20 gr.

— — der Sieg des Glaubens. Eine Erzählung aus dem zweiten Jahrhundert. 2te, wohlfeile Ausgabe. Mit 1 Stahlstiche. gr. 12. 1842. geh. . . . 36 kr. od. 9 gr.

Ueber das vorstehende zweite Werkchen sprachen sich beim Erscheinen der ersten Auflage mehrere Journale höchst beifällig aus. So sagen die kath. Stimmen (2r Jahrg. Lit.=Bl. No. 12.): „Eine Novelle höherer Gattung, hat dieselbe ein durchaus christliches Element erfaßt und dasselbe durch eine höchst geistreiche und anmuthige Stylistik auf eine Weise verarbeitet, daß selbst Gebildete diese Schrift mit Vergnügen lesen werden."

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauberger, Wilhelm,

Die Beatushöhle Eine Erzählung für die gesammte edlere Lesewelt, besonders für die reifere Jugend

Bd.: 1

Regensburg 1842

Paed.pr. 251-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759062-2